

Nationalpark

BERCHTESGADEN

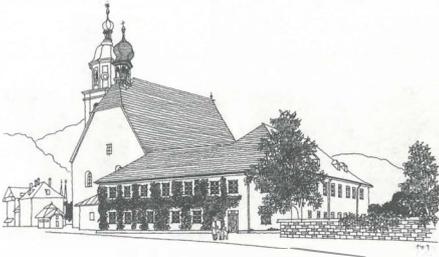


„NUR DIE BESCHÄFTIGUNG
MIT DER VERGANGENHEIT LEHRT UNS,
WAS VERGÄNGLICH IST
UND WAS NICHT.“

HANS SEDLMAYR,
ÖSTERREICHISCHER
KUNSTHISTORIKER



1997/2



Inhalt

Auch unter dem Königssee-Eis lebt Grünes	4
Christbäume trugen einst „Mondstempel“	6
Gebet und Gaben	7
Berchtesgadener Kunstholz-Handwerk	8
„Winterkräutergärtchen“	10
Energieräuber	11
Mit den Kindern auf der Reiteralm	12
Ketzer und die Missionare	14
Der Borkenkäfer tappt in die gestellte Falle	15
Schauen, sehen, staunen	16
Schlafen wie ein Murmeltier	18
Wallfahrer ertranken im Königssee	20
Gier verursacht Schwindsucht	22



Impressum: Bayerisches Staatsministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen. Herausgegeben von der Nationalparkverwaltung Berchtesgaden, Doktorberg 6, D-83471 Berchtesgaden, Telefon 08652/9686-0, Fax 08652/968640.

Redaktion: A. Bacher, I. v. Chaulin, H. P. Franz, N. Hasenkopf (Grafik), Dr. C. M. Hutter (Leitung), I. Schöner-Lenz, A. Spiegel-Schmidt, H. Stanggassinger, H. Vogt, K. Wagner (Foto), Dr. H. Wunder, Dr. H. Zierl (mit der Herausgabe beauftragt). Der „Nationalpark Berchtesgaden“ erscheint seit März 1997 mit jährlich zwei Ausgaben im Frühjahr und im Herbst. Druck: Berchtesgadener Anzeiger.

Bildnachweis: v. Chaulin (Seiten 12, 13); Fotoagentur Hartung (22); Hasenkopf (10); Hauptstaatsarchiv München (21); Forschungsbericht 30 der Nationalparkverwaltung Berchtesgaden (20); Hutter (1, 6, 8, 9, 14); Meyer-Andreas (2, 12, 15); Archiv Rettelbach (15); Archiv Stanggassinger (7); Wagner (3, 11, 18, 23); Zierl (4).

Titelbild: Frühlingsknotenblume zum Winterbeginn? Das soll Sie, liebe Leserinnen und Leser, trösten und daran erinnern, daß auch der härteste und düsterste Winter vorbeigehen wird.

Ehrenvolle Wahl

Der Leiter des Nationalparks Berchtesgaden, Forstdirektor Dr. Hubert Zierl, wurde von der Föderation der Natur- und Nationalparke Deutschlands für 3 Jahre zum Vorsitzenden gewählt. Diese ehrenvolle Berufung ist auch eine Auszeichnung für den Nationalpark Berchtesgaden. 1998 wird er 20 Jahre alt. cmh

Nachbarschaft

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts leben in Berchtesgaden ein Schutzgebiet und ein von bäuerlicher Kultur geprägtes Siedlungsgebiet samt seiner heimischen Bevölkerung und seiner Gäste nachbarschaftlich zusammen. Zwei Ideen haben das Zusammenleben begleitet. Das Schutzgebiet war von der Idee beherrscht, der Natur – wenn auch im Lauf seiner Geschichte in unterschiedlichem Maße – möglichst freien Lauf zu lassen. Das Siedlungsgebiet mit- samt der umgebenden Kulturlandschaft hatte sich der Idee verschrieben, die Natur nachhaltig zu nutzen.

Beide Nachbarn haben sich weiter entwickelt. Nicht immer ist der Fortschritt auf der einen oder anderen Seite ohne gegenseitige Konflikte vorangegangen. Die Konzentration auf die Kulturlandschaft und ihre pflegliche Nutzung in den vergangenen Jahrhunderten hat die Erfahrung im Umgang mit der wilden Natur und insbesondere mit Urwäldern in Vergessenheit geraten lassen. Die Auffassung machte sich breit, nur gepflegte Wälder wären überlebensfähig und erfüllten ihre Schutzfunktionen. Inzwischen zeigen Beispiele sich selbst überlassener Wälder, daß nach Windwürfen und Borkenkäferbefall erneut vitale Waldverjüngung folgt und der Kreislauf der Natur auch so gesichert ist.

Die Nachbarschaft von wilder Natur im Nationalpark und nachhaltiger, pfleglicher Nutzung in seinem Vorfeld hat ihren Reiz. Das Zusammenspiel beider Elemente auf engem Raum prägt die Landschaft Berchtesgadens und macht sie zu einem weithin konkurrenzlosen Ferien- und Urlaubsgebiet. In unmittelbarem Kontakt können ursprüngliche Schöpfung und vom Menschen bebauete Erde zeigen, welcher Spielraum für einen guten Umgang mit unserer Erde möglich ist.

Dr. Hubert Zierl

Man könnte vom Saurier viel lernen

Gott gab dem Menschen den Verstand und dazu die Fähigkeit, ihn nicht zu benützen. Theologen und Philosophen interpretieren diesen Widerspruch als Willensfreiheit. Der Zustand unserer Welt spricht allerdings dafür, diesen Widerspruch als organisierten Generalangriff auf unsere Lebensgrundlagen zu qualifizieren.

Einige der geistigen Voraussetzungen dafür analysierte vor bald einem halben Jahrhundert der österreichische Kunsthistoriker Hans Sedlmayr in seinem Hauptwerk „Verlust der Mitte“, das international Aufsehen erregte. Man traut einem Kunsthistoriker nicht zu, daß er Gültiges über Naturwissenschaften oder Ökologie zu sagen hat. Sedlmayr hat – und zwar mit dem Satz, daß die Beschäftigung mit Vergangenen Aufschluß über Vergängliches und Unvergängliches erteile.

Der Saurier entpuppte sich wegen seiner Übergröße als vergänglich, die „primitive“ Überlebenstechnik des Steinzeitmenschen hingegen als unvergänglich (sonst gäbe es uns ja nicht). Die olympische Idee „schneller, höher, stärker“ erschien vor einem Jahrhundert vielen auch als vermeintlich unvergängliches Fortschrittsideal. Heute erweisen sich Weltrekorde als ebenso vergänglich wie die vermeintlichen Siege beim Plündern unseres Globus. Wir hätten uns viel „Unvergängliches“ erspart, hätten wir beizeiten die Vergänglichkeit des Sauriers bedacht. Weshalb ich den Beitrag von Dr. Gerhard Schwisheim auf den Seiten 22/23 Ihrer Aufmerksamkeit besonders empfehle.

Dr. Clemens M. Hutter

Nervenkitzel

Intensiv soll es sein und das immer wieder. Die Rede ist von Adrenalin-Junkies. Ständig müssen sie sich eine neue Dosis an Hormonausschüttung verpassen, die dem öden Alltag der späten 90er Jahre doch noch einen gewissen Reiz verleiht. Ähnlich wie bei Abhängigen von „richtigen“ Drogen, steigt bei Adrenalin-Junkies die Gier nach dem bißchen Mehr an Nervenkitzel.

Natürlich existieren auch milder ausgeprägte Formen. Wo kann man sich sonst schon noch beweisen und vor einem Publikum den inneren „Schweinehund“ überwinden? Das Maß an Extrovertiertheit, das hier erwünscht ist, gilt im Geschäftsleben als fehl am Platz. Zumal ein gewisser Realitätsverlust nicht ausgeschlossen werden kann.

Der Mittel gibt es viele. Bungeejumping, das Hüpfen von Kränen und sonstigen Höhen mit Gummiband-Effekt, oder Paragliding, die modernere Flugversion auf den Spuren des Ikarus. Ständig kommen neue Möglichkeiten hinzu, um auf sportliche Art und Weise die eigene Grenze auszuloten.

Aber zugleich zeigt sich die Renaissance althergebrachter Methoden. In diesem Sommer gaben im Berchtesgadener Land Höhlenforscher wieder einmal ein deutliches Lebenszeichen, oder sollte man sagen Notsignal? Nein, völlig falsch, erinnert man sich an die Gruppe der Erlebnispädagogen. Sie wollten nicht gerettet werden, selbst als ihnen der Rückweg durch Wasser fast abgeschnitten war. Es war im Inneren von Mutter Erde schließlich höchst spannend, von den Spaßverderbern im Rettungsgewand am Höhleneingang einmal abgesehen.

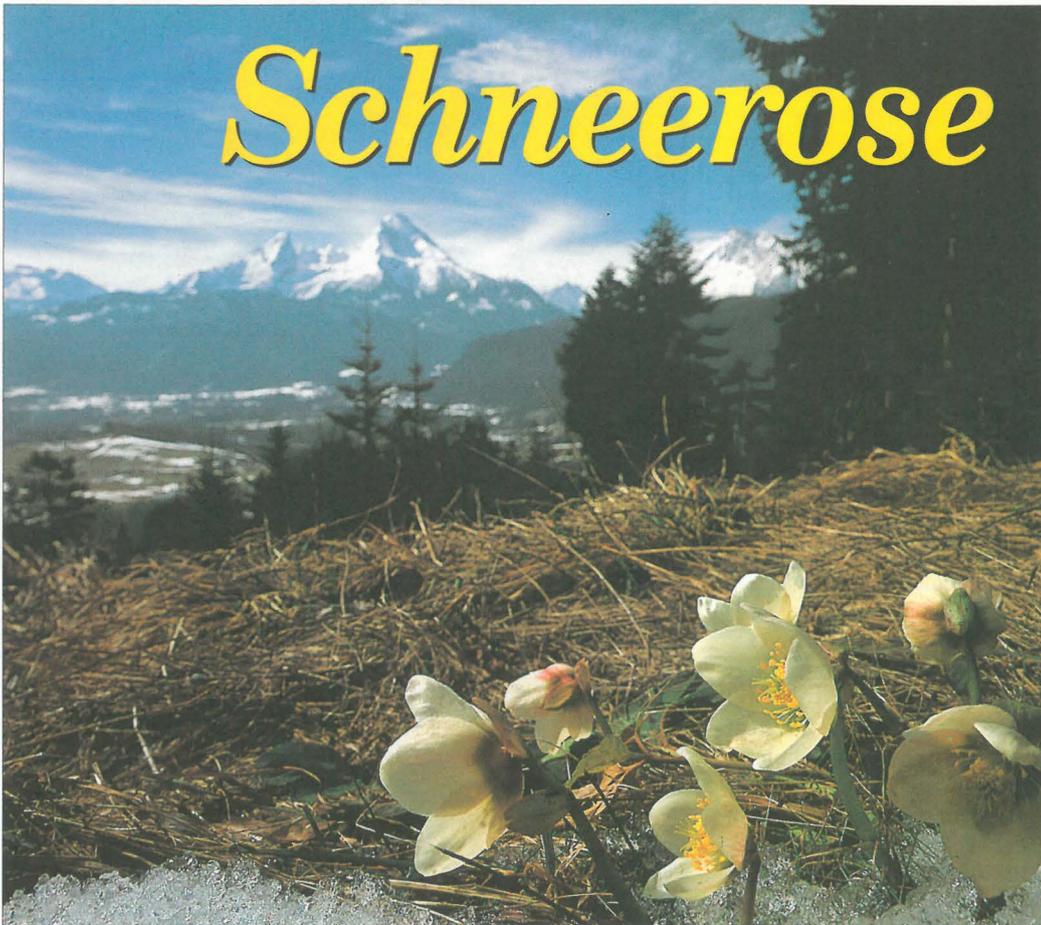
Gar nicht auszudenken, was hier für findige Freizeitmanager noch alles drinsteckt. Rafting in der Salzgrabenhöhle zum Beispiel – wäre bestimmt gut gebucht. Wohin sich überall ein dickes Gummiseil spannen läßt, sei gar nicht im Detail ausgeführt. Andererseits bremsst sich so mancher Trendsetter selbst aus.

Was folgt? Überdosis. Das schwarze Loch im Adrenalinwirbel. Eine Steigerung oder auch Läuterung bäte dann wiederum der rasende Stillstand: geruhsames Wandern, gar ein Verweilen mit Blick auf die Schönheiten der Natur und einem milden Lächeln für unverbesserliche Wanderer.

Und da sage noch einer, der sanfte Tourismus besitze in unserer schnelllebigen Zeit keine Chance!

Dr. Iris Melcher

Schneerose



Im Winter beginnt ein stattliches Hahnenfußgewächs zu blühen. Weil man es gelegentlich auch schon vor Weihnachten findet, bekam diese Pflanze den Namen „Christrose“. Andere deutsche Namen dafür sind u.a. „Schneerose“, und „Schwarze Nieswurz“. In Berchtesgaden nennt man diesen Frühblüher „Schneekada“ ein Name, der schon im nahe gelegenen Salzburg nicht mehr gebräuchlich ist.

Der königl.-bayer. Forstmeister a. D. Johann Ferchl zählt in seiner 1878 erschienenen „Flora von Berchtesgaden“ nur die Namen „Schwarze Nieswurz“, „Schneerose“ und „Christwurz“ auf, nach einer „Schneekada“ suchen wir vergebens.

„Schwarze Nieswurz“ heißt die Pflanze wegen ihres schwarzen Wurzelstocks, der im frischen Zustand scharf riecht und zum Niesen reizt.

Diese Schleimhautreizung löst der Stoff Helleborin aus, der zur Gruppe der Saponine gehört. Die Christrose enthält darüberhinaus noch ein stark herzwirksames Gift, das Gly-

kosid. Deshalb dient sie der Pharmazie als Heilpflanze. Vor einer volkstümlichen Verwendung als „Heilkraut“ ist aber wegen der Giftigkeit dringend abzuraten.

Die Hauptblütezeit der Schneekada ist im Februar und März. Tief unter dem Schnee findet man übrigens schon fast vollständig entwickelte Blüten.

Ist der Schnee abgeschmolzen, kann die Pflanze bis zu 30 Zentimeter hoch werden. Die dicken und ziemlich aufrechten Blütenstängel tragen oben weiße oder rosa Blüten mit bis zu 8 cm Durchmesser.

Fünf sogenannte Perigonblätter bilden diesen leuchtenden Schauapparat (= Kranz der Blütenblätter), der zahlreiche schlauchförmige Honigblätter umschließt. Diese sondern viel Nektar ab und duften stark. Davon werden die zur Bestäubung notwendigen Insekten angelockt, vor allem Schmetterlinge und Bienen.

Die Ausbreitung der Samen unserer Schneekada besorgen Ameisen, ja sogar Schnecken. Die Vorkommen der Schnee-

kada im Berchtesgadener Land gehören zu den schönsten in den Alpen. Eine Wanderung im Frühjahr auf die Kneifelspitze oder auf dem St.-Bartholomä-Rundweg wird deshalb zum besonderen Erlebnis. Insgesamt ist die Christrose durchaus eine seltene Pflanze, auch wenn sie dort, wo sie sich wohlfühlt, in großer Zahl auftreten kann wie etwa in unserem Nationalpark.

Sie liebt nährstoffreiche und meist kalkhaltige, lockere Stein- und Lehm Böden oder auch Mull- und Moderböden. Daher finden wir sie vor allem in laubholzreichen Bergwäldern und Gebüsch, aber auch in Kiefernwäldern. Bei uns steigt sie auf mehr als 1500 m Höhe.

In der „Roten Liste gefährdeter Farn- und Blütenpflanzen Bayerns“ steht auch die Schneerose. Deshalb verbietet § 20 f des Bundesnaturschutzgesetzes, solche Pflanzen oder Teile davon „abzuschneiden, abzupflücken, aus- oder abzureißen, auszugraben, zu beschädigen oder zu vernichten“.

Dr. Helmut Wunder

Das Mars-Fahrzeug „Pathfinder“ und die Berichte über seine Informationen vom fernen Planeten haben uns wieder daran erinnert: Die Fragen nach Temperatur und Feuchtigkeit sind entscheidend, wenn geklärt werden soll, ob Leben möglich ist.

Lebewesen haben sehr unterschiedliche Ansprüche an Wärme und Wasserangebot. Auch gibt es Spielräume, innerhalb derer die einzelnen Arten nur lebensfähig sind. Je nach Situation ändern sie ihre Aktivitäten. Häufig wird dies durch den Wechsel der Jahreszeiten gesteuert.

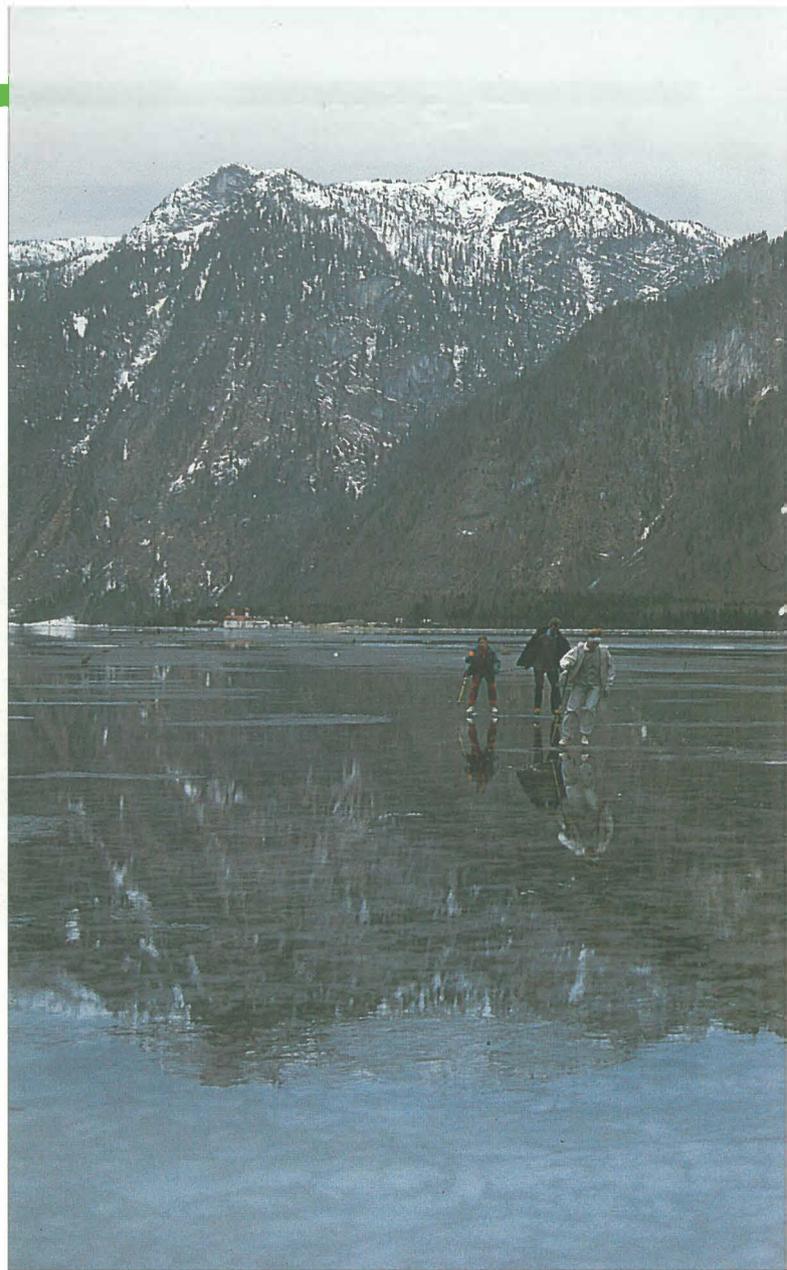
Die Murmeltiere mit ihrer Betriebsamkeit im Sommer und ihrem Winterschlaf sind dafür eines von vielen Beispielen. Hitze und Trockenheit im Wechsel mit Kühle und dem Angebot an hoher Feuchte können aber auch kurz- oder längerfristig einen Wandel in den Lebensfunktionen bedingen. Sehr eindrucksvoll belegen das die Flechten an ausgesetzten Felswänden.

Für alle Lebewesen im Wasser spielt die Null-Grad-Grenze eine entscheidende Rolle. Jedermann weiß, daß Wasser an

temperatur mit der Tiefe dem Bereich von +4 Grad. Dies erfährt jeder, der im Hochsommer im kühlen Königssee ein kurzes Bad wagt, sobald er seine Füße nach unten hängen läßt. Das obenauf schwimmende Eis dokumentiert das gleiche Phänomen im Winter. Die Stärke der Eisdecke gibt dann Aufschluß darüber, wieviel Isolation der Temperaturunterschied zwischen Wasser und Luft erfordert.

Um die Temperatur des Königssees zu verändern, müssen gewaltige Wassermengen erwärmt oder abgekühlt werden. Bei einer Oberfläche von etwa 520 ha, einer mittleren Tiefe von rund 98 m und einer größten Tiefe von ca. 190 m beträgt die gesamte Wassermenge des Königssees annähernd 512 Millionen Kubikmeter. Er liegt damit zwischen Walchensee und Tegernsee.

Unter der Grenze von 50 m Tiefe bleibt die Wassertemperatur über das gesamte Jahr hinweg bei etwa +4 Grad. In diesem unteren Wasserkörper findet somit keine jahreszeitliche Temperaturveränderung statt. Der darüber liegende Wasserkörper von etwa 210 Millionen Kubikmetern – oder



Auch unter dem Köni

dieser Grenze in der Regel seinen Zustand von flüssig in fest oder umgekehrt ändert. Kühlt es unter diese Grenze ab, dann entsteht Eis. Viele Lebewesen können nicht mehr weiterleben, wenn sie von Eis eingeschlossen werden. Sie sind an Wasser in flüssiger Form gebunden, und die Natur ist darauf eingestellt.

Wasser erreicht mit +4 Grad Celsius seine größte Dichte und damit das höchste Gewicht. Sowohl wärmeres wie auch kälteres Wasser ist leichter, sei es nun handwarmes Badewasser oder Eis – beides schwimmt obenauf. Folglich nähert sich die Wassertempe-

zwei Fünfteln der gesamten Wassermenge – unterliegt einem jahreszeitlichem Prozeß der Erwärmung und Abkühlung. In der Tiefenzone von 50 m bis 20 m spielen sich die Temperaturschwankungen in bescheidenen Grenzen von etwa 1,5 Grad ab, bis zu 10 m bleiben sie bei etwa 4 Grad. Darüber nehmen sie jedoch erheblich zu und erreichen an der Wasseroberfläche bis zu 17 Grad. In den extrem warmen Sommern 1992 bis 1994 wurden bis zu 20 Grad ermittelt. Bevor der See Eis bildet, müssen zunächst die rund 210 Millionen Kubikmeter des oberen Wasserkörpers auf +4 Grad

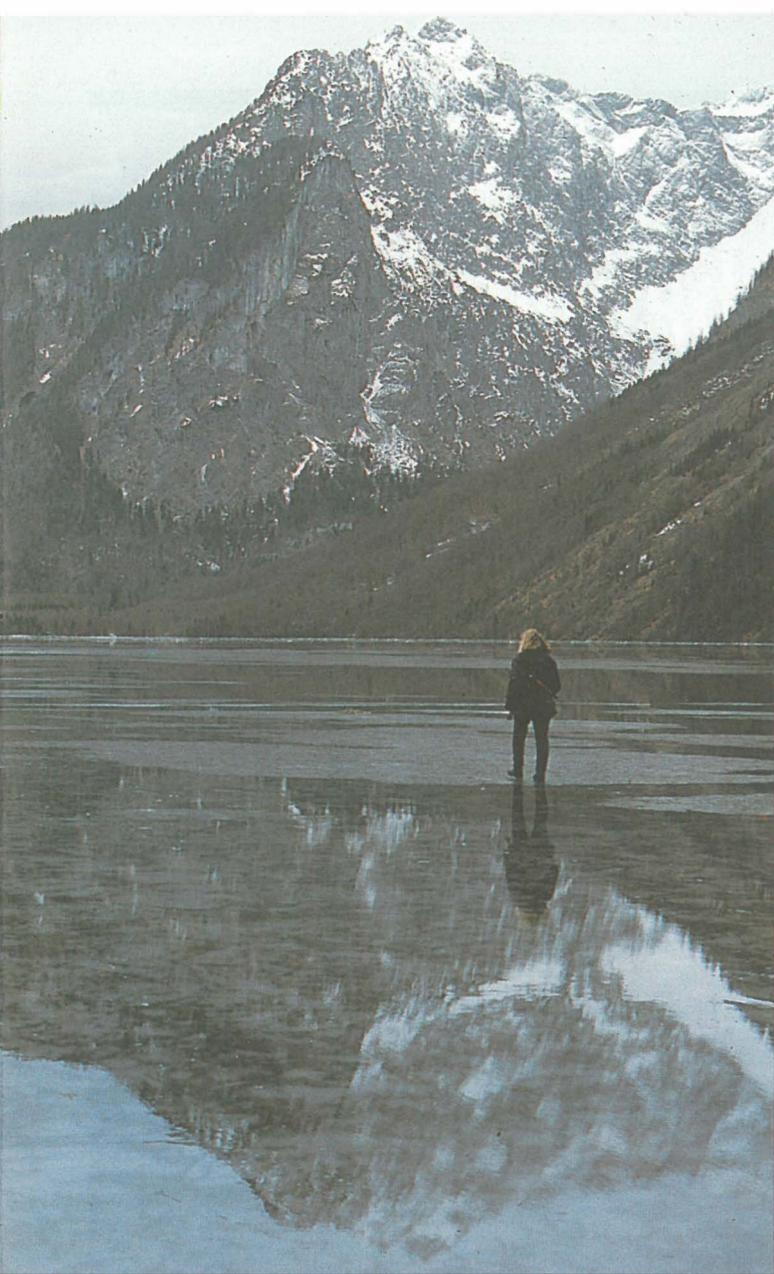
abgekühlt werden. Erst wenn dieser Zustand erreicht ist, kann die Temperatur an der obersten Wasserfläche bis zur Null-Grad-Grenze fallen. Nun setzt die Eisbildung ein.

Der See friert in jedem Winter vom flachen Südufer her zu. Die Eisdecke erstreckt sich in der Regel mindestens bis St. Bartholomä. Bei ausreichend langen Kälteperioden wächst sie weiter nach Norden.

Vom ebenfalls seichten nördlichen Seebecken wächst ihr gegenläufig eine Eisdecke entgegen. In der Mehrzahl der Jahre bleibt eine unterschiedlich große Wasserfläche dazwischen offen. Nach langjäh-

rigen Aufzeichnungen der Schiffsverkehrsverwaltung friert der See im Durchschnitt einmal im Jahrzehnt vollständig zu – jedoch in unregelmäßigen Abständen. Vor Ende Januar kommt das nicht vor, es kann auch Februar werden.

Nicht jede geschlossene Eisdecke ist bereits begehbar. Eine Eiskommission unter Federführung der Gemeinde Schönau am Königssee gibt die Eisfläche auf einer festgelegten und gekennzeichneten Route erst frei, wenn eine ausreichende Eisstärke von mindestens 15 cm entstanden ist. Selbst dann sind noch persönliche Verantwortung und reali-



Als ob man auf spiegelglattem Wasser ginge – diesen Eindruck erzeugte im Spätwinter 1997 ein massiver Wärmeeinbruch auf dem Königssee.

zelenen Arten. Ebenso wie an Land steht auch im See am Anfang die Produktion grüner Pflanzenmasse. Die Produzenten – da am Beginn des Prozesses stehend auch Primärproduzenten genannt – sind mit dem Auge sichtbare, an den Seeboden gebundene Wasserpflanzen wie auch frei im Wasser schwebende, kleinste pflanzliche Lebewesen. Diese heißen in der Fachsprache Phytoplankton und sind ohne optische Hilfsmittel nicht erkennbar. Sie alle haben ihre aktivste Phase von Mai bis Juli. Sommerliche Regenperioden tragen dazu durch die Zufuhr von Nährstoff in den See auch bei.

Im Winter folgt eine Ruhephase. Aufbauend auf das reichliche pflanzliche Nahrungsangebot des Sommers entwickeln sich auch die tierischen Lebewesen und ihre Bestände am kräftigsten im Sommer bis Herbst, um dann ebenfalls in eine Ruhephase

See das Landschaftsbild und geben ihm das Aussehen eines Fjords. Der Wald trägt hier an vielen Orten ein lockeres Kronendach, der hohe Anteil an winterkahlen Laubbäumen läßt die Sonnenstrahlen bis zum Boden durch. Stellenweise verhindern die Steilheit des felsdurchsetzten Geländes oder Lawinenbahnen das Aufkommen des Waldes. Dort schmilzt der Schnee rascher, läßt sich leichter wegscharren oder gleitet selbständig ab und gibt so die Bodenvegetation als winterliche, wenn auch karge Nahrungsquelle frei.

Vor der Besiedlung der Alpentäler zog das Rotwild im Winter bis in die Flußauen des Alpenvorlandes hinaus. Die Wanderrouten sind heute durchschnitten, die Auwälder nur mehr in Restbeständen vorhanden. Als Winterquartier sind sie verloren gegangen oder nicht mehr erreichbar. Ersatzweise wurden im Gebirge Fütterungen für das Rotwild eingerichtet.

Am Königssee liegen zwei davon. Eine auf dem Schwemmkegel von St. Bartholomä, eine zweite am gegenüberliegenden Ostufer. Die Hirsche sind während der Bootsfahrt über den

Königssee-Eis lebt Grünes

stische Einschätzung von Gefahren gefordert.

Erinnert sei an das Ereignis im Februar 1997. Trotz angekündigter Sturmböen ließen sich mehrere Besucher am 12. Februar zu einer Wanderung über den gefrorenen See verleiten. Der Sturm fiel am Nachmittag auf dem Königssee ein, riß viele der Eisgeher zu Boden und trieb sie wie Laub über die spiegelglatte Eisfläche. Alle Wanderer erreichten zwar lebend, jedoch nicht ohne Blessuren und Schrecken die rettenden Ufer, einige von ihnen mußten die Nacht in St. Bartholomä verbringen.

Im Verhältnis zum gesamten

Wasserkörper engt die winterliche Eisdecke – ob geschlossen oder nicht – den Lebensraum im See nur minimal ein. Vom Seegrund herauf bis zu einer Tiefe von 50 m gibt es keine jahreszeitliche Schwankungen der Temperatur, bis zu 10 m Seetiefe kommen sie auf höchstens 4 Grad. An Land erreichen diese Schwankungen hingegen 30 und mehr Grad. Trotz dieses vergleichsweise engen Temperatur-Spielraumes findet im See ein jahreszeitlicher Wandel in einer wichtigen Funktion des Lebens statt. Es ist die Produktion und im Zusammenhang mit ihr die Bestandsentwicklung der ein-

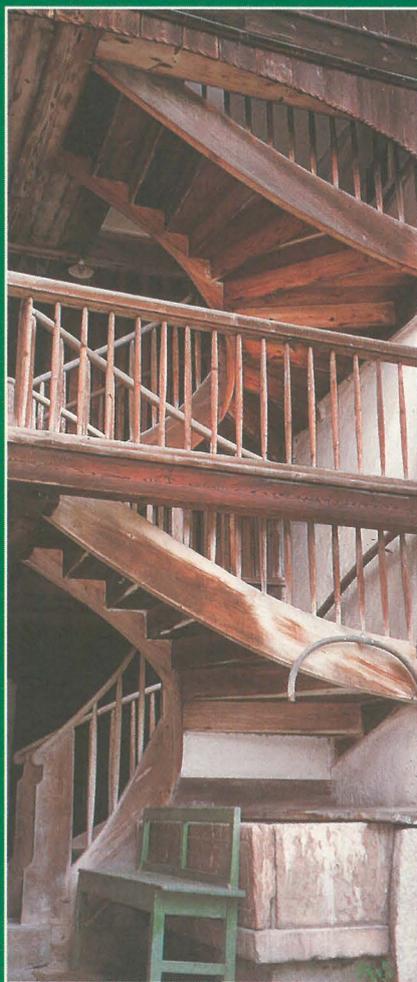
zutreten. Dies gilt vor allem für die tierischen Kleinstlebewesen, das Zooplankton. Für manche Fischarten ist der winterliche Königssee hingegen sogar eine Kinderstube oder die Vorstufe dazu. Saiblinge und Renken laichen bevorzugt von Oktober bis Dezember, die Rutte im Januar bis März. Hochgebirge sind Grenzräume des Lebens. Vor allem die winterlichen Hochlagen bieten für manche Wildtiere nur begrenzte Überlebenschancen. Das Rotwild weicht in die Täler aus, selbst das Gamswild sucht gerne tiefer gelegene, sonnenzugewandte Steilhänge auf. Sie prägen rund um den

See bei Ankunft oder Abfahrt in St. Bartholomä an der Fütterung des Ostufers zu beobachten. Das gleiche Erlebnis bietet ein Spaziergang auf dem Rundwanderweg durch den Wald, vorbei an der Fütterung zum Seeufer im Eiswinkel. Das Wild ist an den Menschen auf den viel begangenen Wegen gewöhnt und bleibt vertraut an der Fütterung, wenn der Mensch den Weg einhält. Es darf gerade jetzt im Winter nicht durch Verlassen der Wege in die Flucht getrieben werden. Dieser Rat gilt aus demselben Grund für Wanderungen und Bergtouren zu allen Jahreszeiten. Dr. Hubert Zierl



In einer deutschen Forstordnung von 1616 lesen wir: „Wert- und Bauholz darf erst nach dem 23. Oktober im Zeichen Skorpion und bei abnehmendem Mond bis Ende Februar drei oder vier Tage nach dem Vollmond geschlagen werden. Bei Meidung dieser Anordnung gibt es eine gebührende Strafe.“ Diese Sätze bestätigen eindrucksvoll Beobachtungen, aus denen die Menschen seit dem Altertum schlossen, daß der Mond Einfluß auf alle Lebensvorgänge nimmt. Oder anders betrachtet: Der Mond und seine Kräfte waren für die Menchen seit jeher ein Teil der Natur, deren Wirken man durch Beobachtung erkennen und in Regeln fassen kann. Eindeutig bewiesen ist allerdings nur der Einfluß des Mondes auf die Gezeiten der Meere. Dennoch sind andere Zusammenhänge deshalb keineswegs als Unsinn abzutun. Immerhin werden Tiere beim Sammeln des Nistmaterials auch vom Stand des Mondes beeinflusst. Erfahrungen durch lange Beobachtungen faßten unsere Vorfahren in Regeln zusammen – beispielsweise nach den Hauptphasen des Mondes. Bei zunehmendem Mond lautet demnach die Grundregel, daß man alles beginnen solle, was aus der Erde herauskommt. Beispielsweise gräbt man Quellen nur bei zunehmendem Mond nach. Nach diesen Regeln verfügt das bei zunehmendem Mond geschlagene Holz über beträchtliche Vorzüge: Schäfferholz schwindet nicht und Wagnerholz wird weder faul noch wurmig; Holz für Pfahlgründungen – etwa bei Bootste-

Christbäume trugen einst „Mondstempel“



Für eine Wendeltreppe (wie diese auf dem Doktorberg in Berchtesgaden) und für Schindeldächer taugt nur erstklassiges Holz. Alte Regeln nennen die beste Zeit, um dieses Holz zu schlägern.



gen – bleibt fest, hält im Boden und fault nicht, wenn im Vollsft geschlagen und sofort eingebaut wird; auch Uferschutz darf nur bei zunehmendem Mond im Fundament eingebaut werden. Im Schwarzwald erhielten einst Christbäume den „Mondstempel“, wenn sie zum richtigen Zeitpunkt geschnitten wurden: Drei Tage vor dem elften Vollmond. Nach einer alten Regeln werfen die Christbäume dann sehr lange ihre Nadeln nicht ab. Und den Gärtnern rät die Mondregel, Pflanzen mit starker Krautentwicklung (Kohl, Salat etc.) kurz vor dem Vollmond zu säen. Für die Zeit des abnehmenden Mondes gilt die Grundregel, daß vor allem in der zweiten Hälfte dieser Phase alles durchzuführen sei, was in die Erde hinein muß. Das ist die günstige Zeit, um Kartoffel, Rettich oder die Wintersaat in die Erde zu bringen. Da setzt man auch Zaunsäulen, damit sie im Boden fest werden und einwachsen. Brennholz muß beim Fällen talwärts fallen und behält den Wipfel, damit der letzte Saft herausgesogen wird. Dann nämlich trocknet dieses Holz nach dem Sägen, Spalten und Aufschlichten besonders schnell. Auch Mist- und Komposthaufen sollen bei abnehmendem Mond aufgesetzt und festgetreten werden, damit die besonders schnell verfaulen. Trotz der Skepsis, mit der unsere aufgeklärte Zeit solche Regeln beäugt (und dennoch ohne Horoskop nicht leben kann), ist nicht zu bestreiten, daß der moderne Mensch die genaue Beobachtung der Natur verlernt hat; er überläßt das den Spezialisten. Unsere vorwiegend bäuerlichen Vorfahren benötigten solche Spezialisten nicht. Sie beobachteten selbst die Vorgänge in der Natur sehr genau und gaben ihre Erfahrungen über Generationen weiter. So fand man den richtigen Zeitpunkt für wichtige Maßnahmen heraus. Und solche Zusammenhänge schrieben unsere Ahnen eben der Kraft des Mondes zu. *Hugo Vogt*



Der Tisch, die Stühle und die Holzvertäflung in der alten Küche des Preisenlehens in Ramsau sind mir noch in bester Erinnerung. Meine ersten sechs Jahre verlebte ich dort im Elternhaus meiner Mutter. Der Heilige Abend war ein Werktag. Und ganz selbstverständlich fanden sich meine Eltern und meine beiden Tanten am Abend nach der Stallarbeit mit dem Großvater in dieser Küche zum gemeinsamen Gebet zusammen. Der Großvater nahm eine alte Pfanne, legte darauf ein Stück glühende Holzkohle aus dem Ofen und streute den Weihrauch darüber. Meine Mutter hielt die Tasse mit dem Weihwasser und ging mit ihrem Vater durch das Haus, um den Menschen, dem Vieh, Haus und Flur Gottes Segen zu bringen. Anschließend beteten wir den Freudenreichen Rosenkranz, der mir großen Eindruck machte. Der Großvater schloß jedes „Vaterunser“ mit einem nahezu leierndem „und erlöse uns von dem Übel – Amen“. An den fünf Rosenkranzgesetzen zu je zehn Ave Maria beteten wir eine halbe Stunde, dann tischte Mutter die Rauchnudeln in Zwetschgenbrühe auf. Zur Freude von uns Kindern kam endlich die Bescherung. Der Heilige Abend, das „Alte Jahr“ (31.12.) und der 5. Januar (Vorabend des Drei-König-Festes) sind die drei Rachnächte. Da werden im Berchtesgadener Land Rosenkränze gebetet und die Häuser geräuchert. Manche Familien beten am Heiligen Abend noch drei Rosenkränze (den „Psalter“), im Alten Jahr zwei und am 5. Januar einen. Und legt man während des Rosenkranzes einen frischen Laib Brot auf den Tisch, dann gilt dieser als geweiht. Warum ist das so und warum machen es die Menschen auch heute noch? Der Kern dafür liegt in der Zeit der Gegenreformation. Die evangelische Lehre kam bereits Anfang des 16. Jahrhunderts nach Salzburg und breitete sich über die Salzbergwerke sehr schnell aus. Die Fürstpropstei Berchtesgaden unterstand direkt dem Kaiser, weshalb der Fürstpropst zugleich die geistliche und weltliche Herrschaft ausübte.



Gebet und Gaben

Die evangelische Lehre gewann rasch Anhang, zumal im Gottesdienst deutsch gebetet wurde und nicht lateinisch wie bei den Augustiner Chorherren im Stift. Am 8. Mai 1695 kamen die Franziskaner nach Berchtesgaden und zogen feierlich in die Kirche zu „Unserer lieben Frau am Anger“ ein. Das markiert den entscheidenden Schritt zur Gegenreformation. Die Franziskaner-Patres machten „Bauernhöfe zu Kirchen“ und hielten darin katholische Christenlehre. Diese Missionsarbeit war nach dem Wunsch der Chorherren äußerst streng. Immerhin waren die Untertanen der Fürstpropstei nahezu Leibeigene, denen Grund und Boden nur geliehen war. Der Name „Lehen“ bei den Berchtesgadener Bauernhöfen verweist noch heute darauf. Das Leben im Jahreslauf wurde völlig auf den katholischen Glauben ausgerichtet. Die Untertanen hatten keinen Urlaub, aber 36 kirchliche Feiertage zu Ehren Jesu, Mariens und der Apostel. Der Namenstag wurde mehr gefeiert als der Geburts-

tag. Daher rührt auch die tiefe Verehrung der Heiligen, die im Namen Gottes für Schutz und Hilfe zuständig sind; so Florian gegen Feuer, Blasius gegen Halsleiden und Antonius bei der Suche nach Verlorenem. Deshalb kamen auch Heiligenlegenden an Bedeutung gleich nach der Bibel. Schließlich brauchten die Menschen christliche Vorbilder und guten Rat, welcher Heilige wofür zuständig ist. In neuerer Zeit belastet der Tourismus sehr stark diese Form des gewachsenen Brauchtums. Auch aus Mißbehagen über diese Profanierung sehnen sich die Menschen nach Besinnlichkeit in Advent und zur Weihnacht. Lieder oder Bräuche zu den Festen von Nikolaus und Barbara belegen das ebenso wie der Tag der Unschuldigen Kinder (28. 12.), die König Herodes ermorden ließ, um den verheißenen König Christus zu treffen. An den zwölf Tagen von Heiligabend bis Dreikönig soll man nach dem Rat der Tradition genaue Aufzeichnungen über das

Wetter machen, denn diese Tage repräsentieren den Ablauf der zwölf Monate. Seit dem Jahr 1666 gibt es Aufzeichnungen über den Brauch des Weihnachtsschießens, zu dem sich die Berchtesgadener Weihnachtsschützen in 17 eigenständigen Vereinen organisiert haben. Bereits eine Woche vor dem Heiligen Abend wird mit lauten Böllerschüssen auf das bevorstehende Weihnachtsfest in Form des Christkindl-Anschießens hingewiesen. Die Höhepunkte dieses Brauchtums sind an Weihnachten vor der Christmette und im Alten Jahr zum Jahreswechsel. Auch in Berchtesgaden wurde manches Bauernhaus in ein Hotel verwandelt. Der Bauer von damals begrüßt jetzt am Hl. Abend in feinem Gewand die Gäste und liest ihnen Geschichten aus der „Alten Zeit“ vor. Als dann das mehrgängige Festessen aufgetragen wurde, sagte eine Dame dem Hotelier: „Letztes Jahr war es schöner, denn da haben Sie aus der Heiligen Schrift vorgelesen.“
Hans Stanggassinger

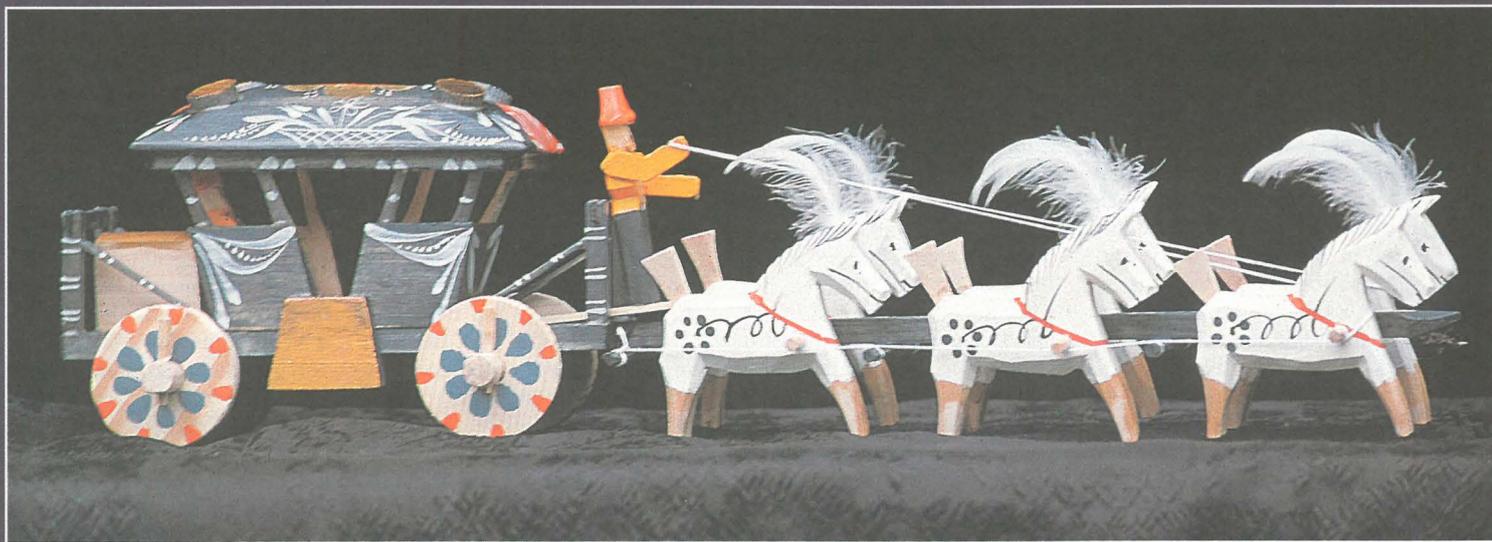
Berchtesgadener Kunst-S

Neben der Salzproduktion war das Holzhandwerk der zweite bedeutende Wirtschaftszweig der ehemaligen Fürstpropstei. Die Lebensbedingungen der Stiftsuntertanen waren hart: Sie bewirtschafteten meist kleinerne Bauernanwesen in steiler, bergiger Lage mit wenig fruchtbaren Böden. Der Ertrag wurde durch das rauhe Klima noch weiter geschmälert, so daß die Ernten kaum für den Eigenbedarf reichten. Hinzu kamen noch Zinsabgaben der leibeigenen Lehensbauern an das Stift. Die Menschen waren deshalb auf einen Nebenerwerb angewiesen und sie fanden ihn in der Produktion von gedrechseltem und geschnitztem Spielzeug und Hausrat. Die früheste Quelle für Holzverarbeitung stammt aus der Mitte des 12. Jhd. Aber erst zu Beginn des 16. Jhd. finden sich die ersten Hinweise auf ein gewerbsmäßiges Ausüben in größerem Rahmen. Im „Fuchsbrief“ wird u.a. bestimmt, daß die „Handwerchsleut“ so viel Holz zollfrei einführen dürfen, wie sie auf dem Rücken tragen können. Die Pröpste schenkten dem Holzhandwerk rege Beachtung und förderten es durch verschiedene Vergünstigungen. Propst Wolfgang I. Lenberger erließ 1535 unter Berufung auf

das alte Herkommen eine Handwerksatzung für Drechsler, Schachtel-, Löffel- und Spindelmacher sowie für die Schöffelmacher, die nunmehr unter kirchlichem Schutz als „Sebastiani-Bruderschaft“ geführt wurde und als bald alle Zweige des Holzhandwerks zusammenfassende Vereinigung bis nach dem 1. Weltkrieg bestand. Die Verordnung legte fest, daß nur geborene Berchtesgadener mit Genehmigung des Fürstpropstes und des Zunftmeisters das Handwerk ausüben durften. Nach zweijähriger Lehrzeit mußte ein Meisterstück angefertigt werden. Während aber in anderen einige Wanderjahre Voraussetzung und Pflicht für die Meisterstelle waren, verbot dies die Handwerkerordnung. Die Landesherren fürchteten wohl den Abfluß von Wirtschaftskraft aus ihrem Ländchen und die daraus entstehende Konkurrenz. Zudem wollte man einer Überhandnahme des Gewerbes entgegensteuern. Denn diese Heimindustrie wurde von den Landesfürsten „seit unvordenklichen Zeiten“ dadurch gefördert, daß an den Meister und jeweils an deren ältesten Sohn einige Stämme besten Holzes zu einem minimalen Preis abgegeben wurden. Insgesamt lag der jährliche Bedarf

bei circa 700 Stämmen, die feinfaserig und gut spaltbar sein mußten und in den bereits ausgesuchten Wäldern immer seltener zu finden waren. Was entstand da unter den fleißigen Händen der Bergbauern und ging als „Berchtesgadener Waar“ hinaus in die Welt? Hölzerne Haus- und Küchengeräte, Spanschachteln in allen Größen und verschiedensten Bemalungen, Drechslerarbeiten, Schnitzereien in Holz und Bein, Kinderspielzeug wie Puppen, Rößl, Trompeten und Säbel, nicht zuletzt aber auch Werkzeug und Gerät wie Rechen, Löffel, Schaffeln, Sensenstiele und Holzschuhe. Im ganzen Berchtesgadener Talkessel gab es kaum ein Haus, in dem nicht ein Handwerkszweig ausgeübt wurde. Man achtete genau darauf, daß

kein Handwerker in die Rechte eines anderen eingriff und Dinge herstellte, für die er nicht privilegiert war. Verpönt waren „Fretter und Pfuscher“, die ohne zur Zunft zu gehören, Holzgegenstände fertigten und vertrieben. In den Bauernstuben war meist die ganze Familie mit der Produktion beschäftigt. Es herrschte Arbeitsteilung etwa in der Art, daß der Vater schnitzte, Frau und Kinder leimten und malten. „Im Winter“, so Ludwig Steub in seinen Ausführungen über das bayerische Hochland, „glich Berchtesgaden einer einzigen riesengroßen Werkstätte. Die meiste Zeit des Winters verwendet der Bauer auf die Anfertigung der Holzwaren, doch gibt es auch Familien ohne Grundeigentum, die das ganze Jahr



Holzhandwerk

nichts anderes arbeiten und dabei oft darben ...“

Seit dem 16. Jahrhundert war mit der Bildung neuer Absatzmärkte der Handel mit Berchtesgadener Ware weltweit geworden. Wir lesen von Niederlassungen in Cadix, Genua, Venedig und anderen Umschlagplätzen. Dieser Fernhandel lag in den Händen von Verlegern, die über Kontakte und Kapital verfügten und sich als Aufkäufer zwischen Erzeuger und Verbraucher schoben. Die Handwerker arbeiteten für sie nach deren Vorstellungen, was zu großen Abhängigkeiten führen konnte.

Viele Handwerker beklagten sich bitter darüber, daß die Verleger ihr Monopol ausnützten, um sich an den schlecht bezahlten Handwerkern zu bereichern. Vierthaler berichtet

darüber in seinen 1816 erschienenen Reisebeschreibungen. Beispielsweise mußte ein Bauer im 18. Jhd. seinem Verleger 5000 unbemalene Schächtelchen liefern, um 1 Gulden zu verdienen – so viel wie ein Hilfsarbeiter in vier Tagen. Neben dem Fernhandel existierte aber auch noch der Hausierhandel, der die nähere Umgebung mit allen möglichen Waren versorgte. Eine Symbolfigur dieser Berufssparte war Anton Adner, der 1822 im gesegneten Alter von 117 Jahren starb und als Berchtesgadener Original galt.

Im 17. Jahrhundert zeichnet sich ein merklicher Rückgang dieses bedeutenden Erwerbszweiges ab. Wertvolle Kräfte verlor das Handwerk, als 900 Berchtesgadener 1732/33 wegen ihres Bekenntnisses zur lu-



Pferdekutschen werden nach altem Vorbild (links oben) noch heute in Berchtesgaden erzeugt (links unten). Der gleichen Tradition entstammen auch die prächtigen Weihnachtsengel (rechts). Zeitweise wurde sogar höchst einfaches Spielzeug aus Hallein als Berchtesgadener Ware verkauft, weil die Halleiner noch billiger produzierten. Ein Beispiel dafür sind diese Soldaten, mit denen die Halleiner aber im 19. Jhd. vergleichsweise gute Geschäfte in der österreichisch-ungarischen Monarchie machten.

therischen Kirche emigrierten, in anderen Gegenden erwuchs Konkurrenz und hohe Einfuhrzölle für Schnitzerwaren verminderten den Absatz. Im 19. Jahrhundert setzte sich der rasche Niedergang fort: Waren um 1805 noch 641 Meister in der Holzwarenfabrikation beschäftigt, sind es nur mehr 308 im Jahr 1882. Mit Beginn der Industrialisierung wandelte sich einerseits der Geschmack der Käufer- Metall- und Papierprodukte waren gefragt, andererseits war die maschinelle Herstellung einfach billiger. Auch die Befreiung vom Zunftzwang, von der man sich



ein Neuaufleben des einst so blühenden Wirtschaftszweiges erhoffte, konnte an dieser Entwicklung nichts ändern. Um die berühmte, auch historisch so bedeutsame Holzindustrie zu neuem Leben zu erwecken, gründete der Bayerische Staat 1840 die „Industrie- und Zeichenschule“, die heute unter dem Namen „Schnitzschule“ weit und breit bekannt ist für ihren hohen Ausbildungsstandard. Dem Verfall der alten Volkskunst konnte aber auch sie nichts Entscheidendes entgegenzusetzen. Das Berchtesgadener Heimamuseum im Schloß Adelsheim

beherbergt wunderschöne Stücke der alten „Berchtesgadener Ware“ und ist gleichzeitig Verkaufsstätte der nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten „Berchtesgadener Handwerkskunst“. Der Personenkreis, der sich heute mit Berchtesgadener Volkskunst beschäftigt, rund 50 zunftgenossenschaftlich organisierte Holzhandwerker, ist nicht mehr derselbe wie einst. Aber Qualität und Geist der hier geschaffenen Dinge sind die gleichen geblieben und die Tradition aus fürstpröpstlichen Tagen ist bis heute nicht abgerissen. *Irmgard Schöner-Lenz*

„Winter-Kräutergärtchen“ im Haus

Manchem glückt es, überall ein Idyll zu finden; und wenn er's nicht findet, so schafft er's sich“, schrieb Theodor Fontane als hätte er ausgerechnet die Freunde der Kräuter gemeint.

ist die Küche, weil hier die Luft besonders feucht ist. Der Kräuter-Platz sollte hell aber nicht zu sonnig sein, und man tut gut daran, ausreichend große Gefäße mit genügend Erde zu verwenden. Petersilie, Schnittlauch, Kresse,

schattigen und luftigen Plätzen, ehe man sie in Flaschen gibt und soviel Öl darüber gießt, bis sie vollständig bedeckt sind. Die Flaschen sind gut zu verschließen und vor dem Gebrauch an einem kühlen Ort zu verwahren.

verwenden. Anders verläuft das Herstellen von Kräuter-Essig: Man steckt frische Kräuter in Flaschen, gießt Essig nach, verschließt die Flaschen und stellt sie etwa zwei Wochen zum Durchziehen an einen sonnigen Platz. Unbedingt ist darauf zu achten, daß die Säuredosierung des Essig zwischen fünf und sieben Prozent beträgt.

Wer hingegen Schärfes liebt, sollte einmal versuchen, sich einen Schnaps oder Likör aus Kräutern zu machen – beispielsweise aus Pfefferminze oder Rosmarin. Heilschnäpse, Liköre und Magenbitter sind – soferne mäßig genossen – eine Wohltat für den Körper. So hilft ein Pfefferminzschnaps bei Magenbeschwerden und Gallenleiden. Er wirkt zudem bei Schlaflosigkeit beruhigend. Einen Rosmaringeist nimmt man bei Erschöpfungszuständen, er wirkt aber auch magenstärkend, harntreibend und krampflösend.

Ebenfalls nicht zu verachten sind die Tees, die aus unseren Gartenkräutern hergestellt werden können. Dazu eignen sich Pflanzen wie Salbei, Thymian, Dill, Zitronenmelisse und Pfefferminze. Heißt es nicht: Winterzeit ist Teezeit? Je nach Geschmack kann man sie pur oder gemischt genießen. Gleichzeitig tut man seinem Körper etwas Gutes.

Der nächste Winter kommt bestimmt – viel Spaß beim Ausprobieren. *Anita Bacher*



Denn vom Frühjahr bis zum Herbst gibt es keine ernsthaften Probleme, an gute und aromatisch erlesene Kräuter für jeden Geschmack und für jedes Rezept zu kommen. Im eigenen Kräutergarten oder im Handel gibt es Petersilie, Schnittlauch, Dill, Kresse, Zitronenmelisse, Salbei, Rosmarin, Basilikum, Thymian oder Pfefferminze – also ein richtiges Kräuteralerlei.

Im Winter hingegen bereitet die Beschaffung frischer Kräuter mit Ausnahme von Petersilie, Schnittlauch und Dill oft Schwierigkeiten. Wer dennoch in der kalten Jahreszeit die Mahlzeiten mit frischen Kräutern aufbessern möchte, der kann sich ein „Winter-Kräutergärtchen“ ins Haus holen. Der ideale Standort dafür

Basilikum, Rosmarin, Zitronenmelisse, Majoran, Salbei und Thymian eignen sich für den Winter-Kräutergarten besonders gut. Vorsicht ist nur beim Gießen und Düngen geboten: Man gießt mäßig aber regelmäßig und verwendet nur wenig Dünger. Denn gut genährte Kräuter verlieren leider an Aroma.

Eine andere Art, Kräuter für den Winter bereitzustellen, ist das Einlegen in Öl oder Essig. Allerdings muß man in diesem Fall bereit sein, sich ein paar Wochen in Geduld zu üben. Für die Kräuteröle müssen die Kräuter zunächst getrocknet werden. Verwendet man nämlich frische oder feuchte Kräuter, so wird das Öl trüb und schmeckt nicht mehr.

Man trocknet Kräuter nur an

Kräuteröle entfalten ihre Qualität besonders, wenn man sie zum Braten oder Grillen verwendet. Am besten eignet sich hierzu das Olivenöl. Wer auch Salate mit Kräuteröl würzen möchte, sollte ein neutrales Pflanzenöl – beispielsweise aus Sonnenblumen oder Disteln –

PFEFFERMINZSCHNAPS

10 kräftige Stengel Minze

3 – 5 Stengel Zitronenmelisse

3 – 5 Korianderkörner • 3 – 5 Gewürznelken

1,5 l Schnaps (je nach Geschmack Obstschnaps, Wodka od. dgl.)

Die Minze und Zitronenmelisse unter fließendem Wasser abspülen. Die Blätter von den Stengeln abzupfen, auf Haushaltspapier auflegen und mit einem weiteren Haushaltspapier abdecken und trockentupfen. Koriander und Nelken grob zerstoßen. Die Kräuterblätter mit den Gewürzen in Flaschen geben, mit dem Schnaps übergießen und an einen hellen aber nicht zu sonnigen Ort vier Wochen durchziehen lassen. Ab und zu die Flaschen schütteln. Nach vier Wochen das Ganze durch ein Mulltuch erneut in Flaschen abfüllen. Nach einer weiteren Lagerzeit von 2 – 3 Monaten hat der Schnaps dann sein volles Aroma entwickelt.



ENERGIERÄUBER

Die Natur wird immer mehr auch als Erholungs- und Freizeitraum in Anspruch genommen. Dabei kann es vorkommen, daß – meist unbeabsichtigt – Wildtiere in ihrem Lebensraum empfindlich gestört werden. Die Lust der Skifahrer, abseits der Pisten durch den Schnee zu stieben, kann erschreckte Tiere sehr leicht in lebensbedrohliche Zustände bringen.

Erfahrungsgemäß sind es in Berchtesgaden vor allem Gamsen und Rauhfußhühner, die besonders unter den von Tourengehern verursachten Störungen leiden. Die Gamsen haben sich den klimatischen Bedingungen der Bergwinter gut angepaßt. Während der warmen Monate sind sie rege, fressen viel und legen sich möglichst große Fettreserven zu. Im Winter verhalten sie sich energiesparend und schränken ihre Aktivitäten so weit wie möglich ein.

Ein flüchtendes Tier verbraucht rund 7,5mal soviel Energie wie ein ruhendes. Zusätzlich kann die Situation durch die Schneehöhe sowie die Außentemperatur erschwert werden. Eine flüchtende Gams benötigt schon bei 50 cm Schneehöhe viermal mehr Energie als bei 25 cm hohem Schnee. Gamsen, deren Winterlebensraum auf einige wenige geeignete Hänge beschränkt ist, haben außerdem kaum Ausweichmöglichkeiten. Die panikartige Flucht vor einem plötzlich auftauchenden Skifahrer ist bei Kälte und Schnee äußerst anstrengend und hat einen erhöhten Stoffwechsel sowie zusätzlichen Nahrungsbedarf zur Folge.

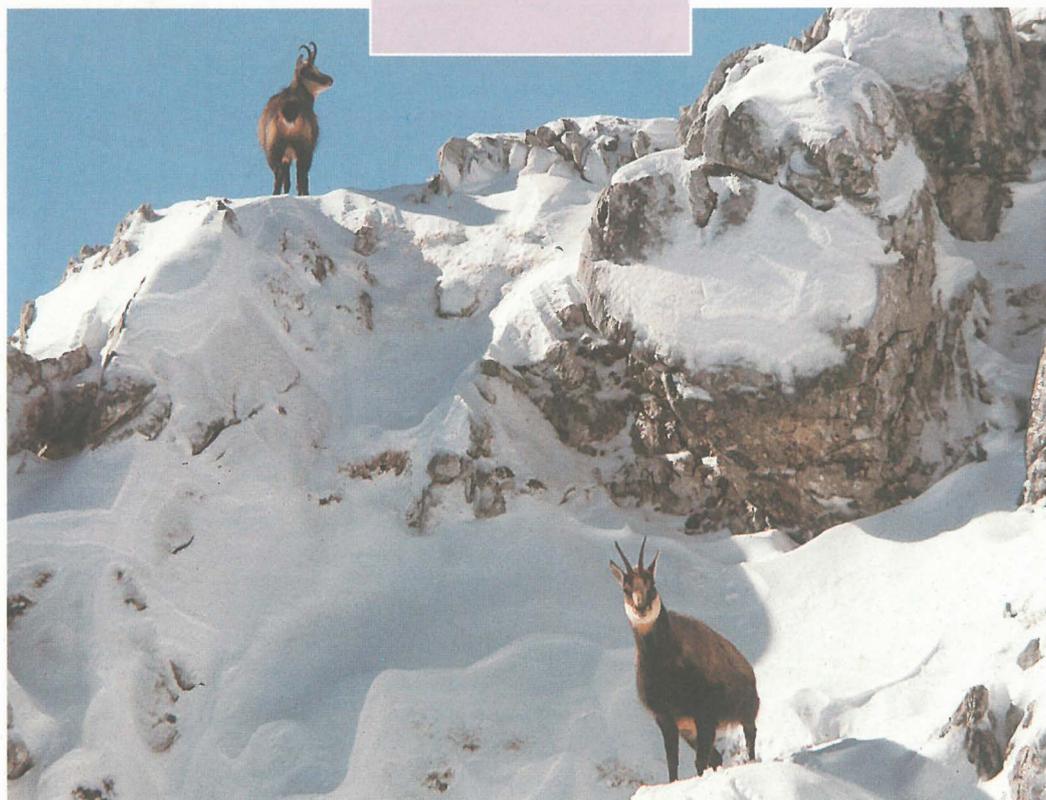
Der von der Wildbiologischen Gesellschaft München e. V. in Auftrag gegebene Ikarus-Studie läßt sich entnehmen, daß sich störungsbedingte Raumwechsel von Gamsen nicht dadurch unterscheiden, ob sie durch

Wanderer oder Drachenflieger bzw. Gleitschirmflieger verursacht werden. Eine Untersuchung in der Schweiz über die Störung von Wildtieren kam zu dem Schluß, daß Tiere viel begangene Wanderwege oft als Teil des natürlichen Lebensraums akzeptieren, sich aber an Querfeldeinwanderer und Variantenskifahrer kaum gewöhnen können.

Manche Tiere empfinden Streß, lange bevor sie äußerlich sichtbare Verhaltensänderungen zei-

KÄLTE STRESS UND SCHNEE

Jahreszeiten. Die Ursache für diese Masseveränderung ist die Anlage von Fettreserven, die als Energiespeicher für nahrungsarme Zeiten dienen. Falls eine 100 Gramm schwere Amsel mit einem Fettdepot von 15 Gramm (590 Kilojoule) entgegen ihrer Natur ganztägig ruhen würde, errechnete sich bei 0° C und 8 Stunden Hellzeit ein Energiebedarf von 128 Kilojoule und eine Überlebensdauer von vier Tagen. Für die normalen Bewegungsak-



gen. Den Schneehühnern bleibt angesichts bedrohlicher Situationen buchstäblich „das Herz im Leibe“ stehen. Mitarbeiter der Gruppe „Ethologie und Naturschutz“ haben mittels unter dem Nest angebrachter Stethoskope die unsichtbaren Reaktionen brütender Schneehennen untersucht. Wenn es außerhalb des Blickwinkels der Henne aus unbekannter Ursache raschelte, fiel ihr Puls von 150 bis 200 auf 75 Herzschläge pro Minute. Sobald sich das

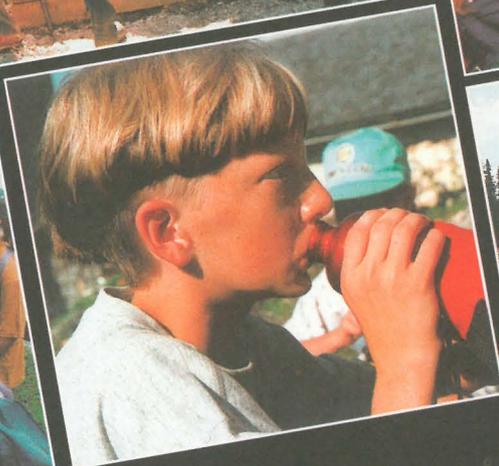
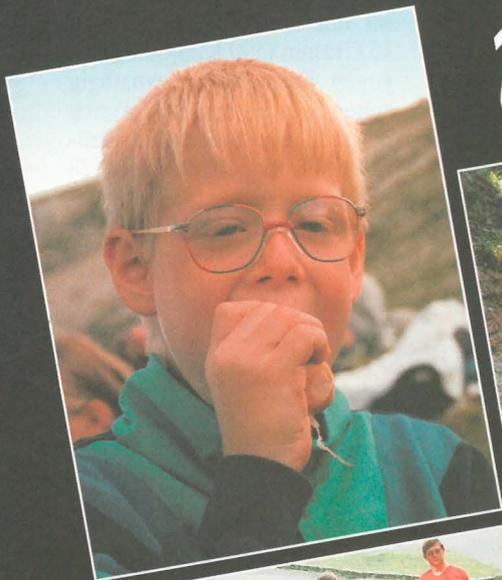
Geräusch als harmloser Wanderer entpuppte, normalisierte sich der Herzschlag, um erneut zu sinken, wenn der Störenfried in einiger Entfernung stehenblieb oder sich wieder auf das Nest zubewegte. Da sich akute Streß-Situationen im Freiland kaum simulieren und messen lassen, kann man den voraussichtlichen Energiebedarf nur anhand von wahrscheinlichen Annahmen schätzen. Freilebende Amseln wiegen im Winter mehr als zu anderen

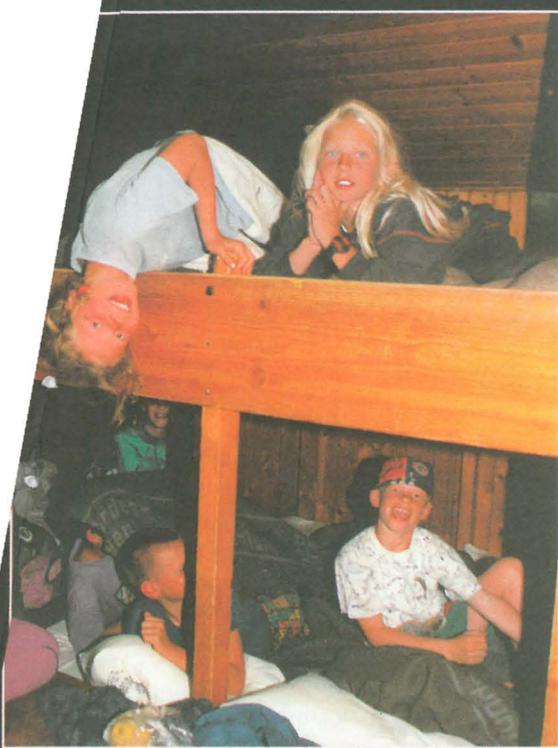
aktivitäten wird eine etwa vierfach höhere Stoffwechselrate angenommen, wobei die Fettreserve bereits innerhalb von 2,2 Tagen aufgezehrt wäre. Je nach Intensität und Häufigkeit von Störungen verringert sich diese Frist drastisch. Die Überlebensdauer ohne Möglichkeit der Nahrungsaufnahme hängt also maßgeblich vom Ausmaß der ungestörten Ruhezeiten ab, was logischerweise nicht nur für die Amsel Geltung haben wird.

Irmi v. Chaulin



Niemandem fehlte das TV





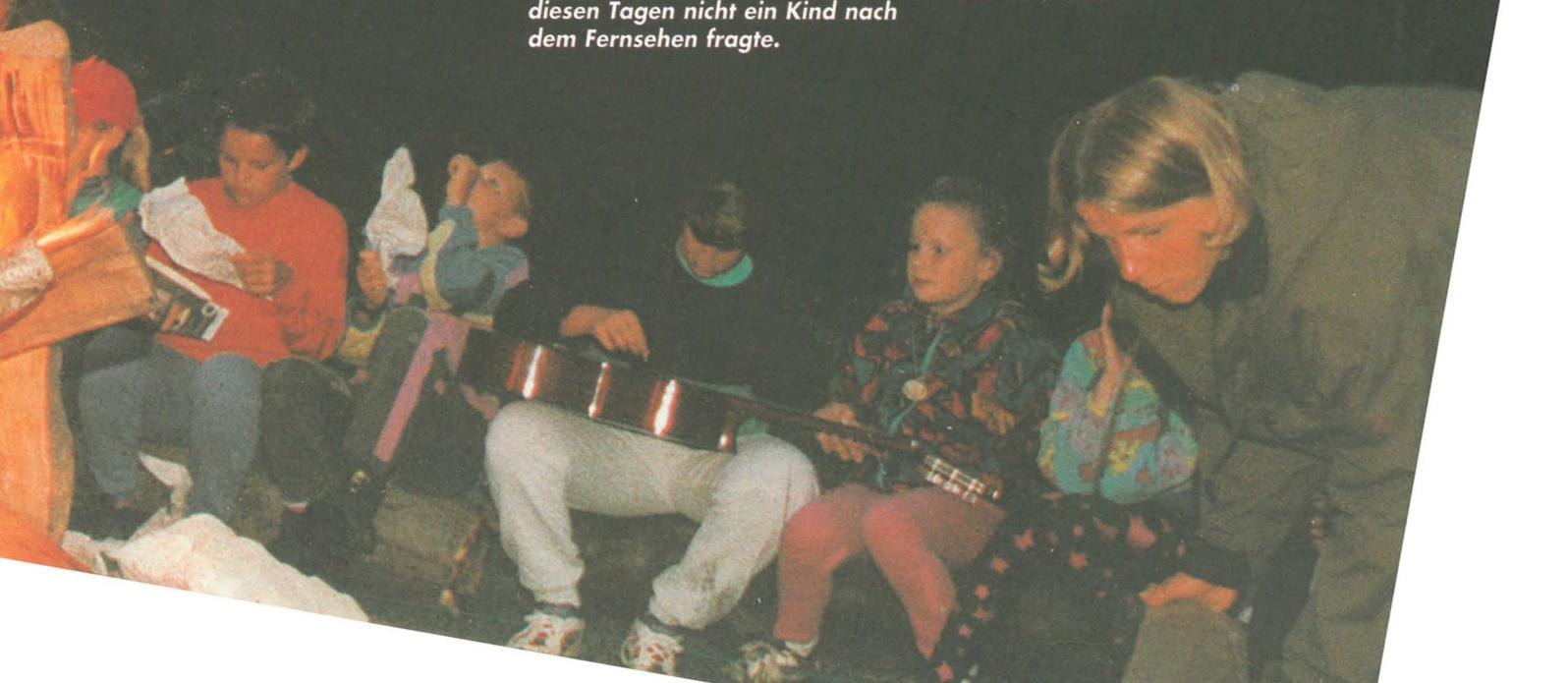
Abseits der mit Fernsehgeräten bestückten Alltagskreise läßt sich die Begegnung mit der reinigenden Kraft der Elemente gar nicht vermeiden. Zunächst ist es die Erde, die bei jedem Schritt erobert sein möchte und sich in Form von Geröll, gebanktem Fels oder federnden Grasmatten bemerkbar macht. Dazu gesellen sich in Form von Sonnenhitze und dem dabei unbedingt erforderlichen Durstlöcher Feuer und Wasser; oder in umgekehrter Reihenfolge Regen und die Sehnsucht nach Wärme. Das sonst kaum beachtete Element - Luft entfaltet - befreit von Abgasen und Staub - im Gebirge seine besten Seiten. „Wie muß die Welt früher gut gerochen haben!“, meinte denn auch eine der jungen Teilnehmerinnen der vom Nationalpark veranstalteten Reiteralmwanderung beglückt nach einem tiefen Atemzug würziger Bergluft.

Irgendwie scheint man auf den Bergen dem Himmel ein Stückchen näher zu sein, auch wenn der Höhenunterschied zum Tal kaum mehr als tausend Meter beträgt. Jeder Aufwärtsschritt läßt die Probleme mehr verblasen und selbst liebgewordene und ansonsten unverzichtbare Gewohnheiten werden zur Nebensächlichkeit. Den rund vierzig Kindern, die sich den zweimal jährlich stattfindenden, mehrtägigen Nationalparkwanderungen anschließen, sind diese Veränderungen noch nicht bewußt. Auf Befragen geben sie je nach Temperament und Alter an, daß es „schön, toll oder einfach cool“ sei, nehmen sich aber nicht die Zeit, diese Aussage mit Argumenten zu untermauern. Nachfragen beantworten die meisten mit ausladender Geste und dem Zusatz: „Na ois!“, um sich dann schnell wichtigeren Beschäftigungen zuzuwenden. Und das erklärt wohl, warum an diesen Tagen nicht ein Kind nach dem Fernsehen fragte.



Wie die Fotografien auf diesen beiden Seiten zeigen, hat die Kamera versucht, einige Momente der diesjährigen Reiteralmwanderung festzuhalten. Die schönsten Wahrnehmungen am Rande des Geschehens ließen sich freilich nicht aufs Bild bannen. Kameradschaftliches Miteinander, Selbstverantwortung, phantasievolle Kreativität und eine ungeheuer ansteckende Fröhlichkeit muß jeder beim Wandern für sich selber finden.

Irmis v. Chaulin





Ketzer und die Missionare

Gegenüber der Kirche in Oberau sticht ein stattliches Bauernhaus mit steinbeschwertem Schindeldach ins Auge: das Unterkuchlauer Lehen, besser bekannt als Kain-Lehen. Dieses Haus spielte in der Gegenre-

Die Regierung kümmerte sich zu wenig um die Untertanen, wirtschaftlicher und religiöser Verfall waren die Folge.

Daß sich die Menschen zunehmend der evangelischen Lehre zuwandten war den Augustiner Chorherren ein Dorn im

Dogmen und in den Regeln der katholischen Moral.

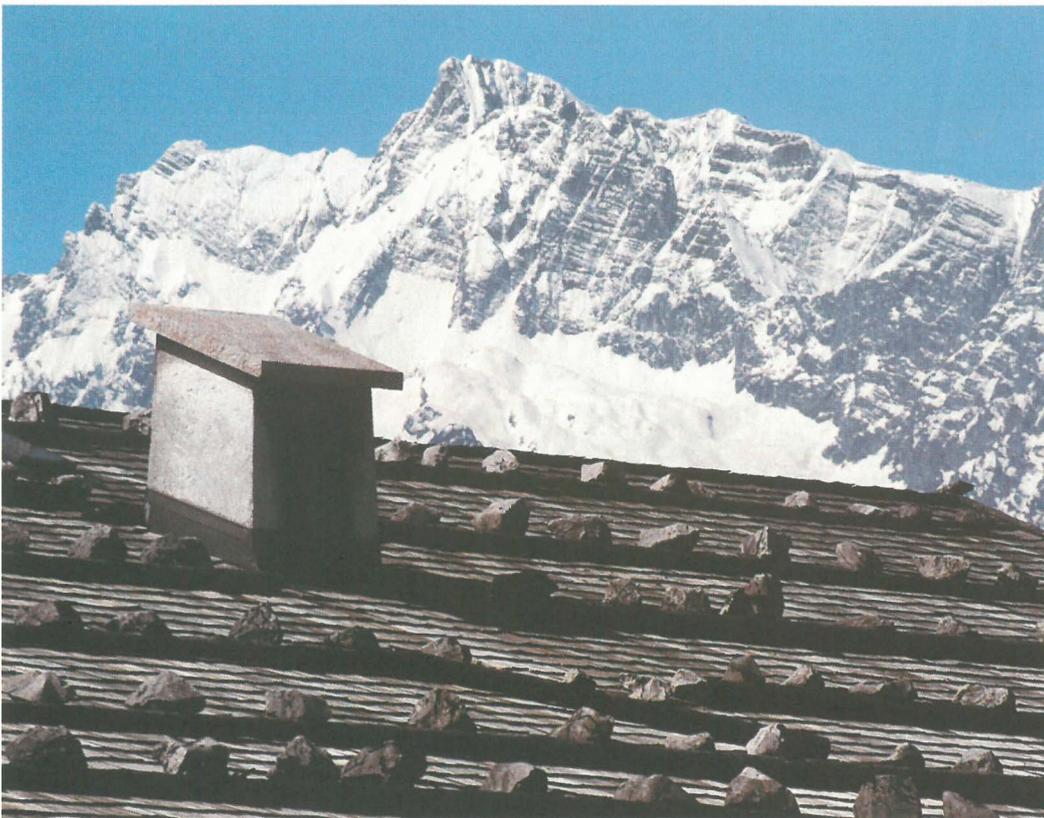
Die Franziskaner suchten sich in jeder Gnotschaft ein Missionshaus und wählten einen günstig gelegenen Hof als „Ersatzkirche“ für mehrere Gnotschaften. In Bischofswiesen

wählt und für die Gnotschaften Unter- und Oberschönau das Starkhen-Lehen (heute Storchhen-Lehen) und das Moos-Lehen. Im Schwöb-Lehen trafen sich die Gnotschaften Königssee, Faselsberg und Mitterbach. Im Miesl-Lehen wiederum faßte man die Gnotschaften Untersalzberg, Obersalzberg und Resten zusammen. Die Bürger des Marktes Berchtesgaden versammelten sich im Pfarrhof.

Das Kain-Lehen gegenüber der Pfarrkirche Oberau macht bei der näheren Betrachtung des Hauses immer neugieriger. Es war nicht allein Missionshaus, in dem die Familie eine Bibel aus jener Zeit aufbewahrt. Das Kain-Lehen ist zudem eine „Überland-Gmoa“. Als „Gmoa“ werden in Berchtesgaden Lehen mit zwei Besitzern bezeichnet. Bei einer „Überland-Gmoa“ gehört einer Familie das Erdgeschoß und der anderen der erste Stock. Offensichtlich sind also Eigentumswohnungen nicht eine Erfindung unserer Zeit, denn diese Form des gemeinsamen (Gmoa) Besitzes hat in Berchtesgaden jahrhundertalte Tradition. Auf diese Weise war es auch ärmeren Leuten leichter möglich, ein Dach über dem Kopf zu bekommen und den Besitz zu erhalten.

Dieses System funktionierte übrigens auch seit dem 17. Jahrhundert in der Stadt Salzburg: Weil Bauplätze sündteuer, Wohnraum rar und die Erhaltung von Häusern kostspielig waren, befand sich zur Zeit Mozarts jedes fünfte Haus in „Stockwerkseigentum“.

Das Kain-Lehen ist in den Erbrechtsbriefen von 1385 und 1430 als Lehen auf der Kuchlau in Au und 1568 bereits als Khunlehen bezeichnet. Gemeindeschreiber, Gerichtschreiber, Landvermesser und die des Lesens und Schreibens kaum kundigen Menschen haben Buchstaben dazugefügt



Die Schindeln auf dem Dach des prächtigen Kain-Lehens in Oberau sind „gelegt“ und nicht angehängelt. Sie werden von schweren Steinen gehalten. Deshalb spricht man vom „Legschindeldach“. Im Hintergrund der Hochkalter.

formation und in der Sozialgeschichte Berchtesgadens eine bedeutende Rolle.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte sich der evangelische Glaube im Berchtesgadener Land sehr schnell verbreitet. Augustiner Chorherren hatten die weltliche und geistliche Macht, ihre Untertanen waren Leibeigene. Von 1594 bis 1723 regierten über Berchtesgaden drei Fürstpropste, die in ihrer Hauptfunktion allerdings Kurfürsten von Köln waren. Diese drei Herren brachten es in diesen 129 Jahren auf ganze acht Aufenthalte in Berchtesgaden.

Auge. Deshalb riefen sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Franziskaner in die Fürstpropstei, damit sie die Untertanen wieder zum katholischen Glauben zurückzuführen.

Damals gab es in der Propstei nur wenige Kirchen; die Seelsorge wurde arg vernachlässigt. Daher machten die Franziskaner-Patres Bauernhäuser zu Kirchen und nannten sie Missionshäuser. Sie dienten vor allem als Ort der Zusammenkunft für Predigten, für Debatten mit „Ketzer“, für Christenlehren und für Unterweisung in den kirchlichen

war dies das Maltner-Lehen in Oberruppen. Es kam dabei sogar zu Anfeindungen gegen die Hausmutter, denn sie hatte in Abwesenheit ihres Mannes die Missionare in ihr Haus aufgenommen.

In Scheffau diente das Spittler-Lehen als Missionshaus, in Stanggaß das Pfannhaus-Lehen in Hochgart, in Strub das Gaß-Lehen, in Gern die Eremitenwohnung bei der Kirche, in Ettenberg das Mesner-Lehen, in Ramsau, Marktschellenberg und Stein der Pfarrhof. Für die Gnotschaft Loipl wurde das Koller-Lehen ausge-



oder weggelassen; und das Schreiben nach der Mundart ergab zuweilen auch Kuriosa. Vielleicht hat sich auch ein Eigenname oder Spitzname dazugeschlichen. So wurde jedenfalls aus dem Khun- das Kain-Lehen.

Die schönen großen Räume und die Gewölbe dieses Hauses atmen die Tradition der damaligen Zeit. Beim Verlassen des Hauses deutet die Koa-Evi auf ein kleines Loch: Dort nämlich wurde der Strick durchgezogen für die Gebetsglocke, um die Katholiken und jene zusammenzurufen, die es noch werden mußten.

Die Franziskaner-Patres Valentin Taurig und Jukundian Lechner berichten bei ihren Visitationen 1735 u.a., daß ihre Christenlehren anfangs boykottiert worden und zum ersten Gottesdienst nur vier Familien erschienen seien.

Da erhielt der Landgerichtsamtmann den Befehl, in den Behausungen „einzusagen“. Als dann die Zauderer notgedrungen gekommen waren, haben sie „finstere und widerwärtige Gesichter geschnitten“. Da habe ihnen der Gerichtsschreiber mit „eindringlichen und herzbrechenden Worten“ eine unmißverständliche Anrede gehalten: Sie sollten doch Liebe und Vertrauen haben, man verlange aber auch „Ehrerbietung und Furcht“.

Die Missionierung mit Liebe und Furcht trug Früchte. Um das Jahr 1800 hing so gut wie kein Berchtesgadener mehr dem evangelischen Glauben an.

Hans Stanggassinger



Der Borkenkäfer tappt in die gestellte Falle

Der Fichtenborkenkäfer ist ein in ganz Mitteleuropa gefürchteter „Forst-„Schädling“, der – wie sein Name sagt – vornehmlich die Fichte befällt. Nach den Stürmen mit Namen „Vivian“ und „Wiebke“ fand der Borkenkäfer auch in Berchtesgaden ein reiches Nahrungsangebot vor. Ein 1996 begonnenes Forschungsprojekt soll die Entwicklung des Borkenkäfers sowie seiner natürlichen Feinde untersuchen. Wichtige Daten liefern dabei Fangergebnisse aus Lockstoff-Fallen. Wie bereits in früheren Jahren wurden auch Mitte April 1997 im Nationalpark Borkenkäferfallen aufgestellt. Entlang der Straße Schapbach-Kühroint, im Wimbach- und im Klausbachtal kommen dabei insgesamt 93 Fallen zum Einsatz. 55 davon sind Kammrohrfallen,

Schlitzfallen. Kammrohrfallen imitieren Baumstämme. Die Borkenkäfer müssen auf ihnen landen und durch kleine Öffnungen schlüpfen, um in der Falle zu sitzen. Die kastenförmigen Schlitzfallen hingegen fangen auch fliegende Käfer, die auf die Oberfläche der Falle prallen und durch den darunterliegenden Schlitz in den Fangbehälter stürzen. In Schlitzfallen finden sich deshalb mehr Borkenkäfer als in Kammrohrfallen.

Angelockt werden die Borkenkäfer durch artspezifische Lockstoffe (Pheromone), die ein Duftstoffbeutel abgibt. Beim Borkenkäfer werden diese Pheromone vom Männchen produziert, um Weibchen aber auch andere Männchen anzulocken. Mehrere Feinde des Borkenkäfers haben im Laufe der Evolution die Fähigkeit er-

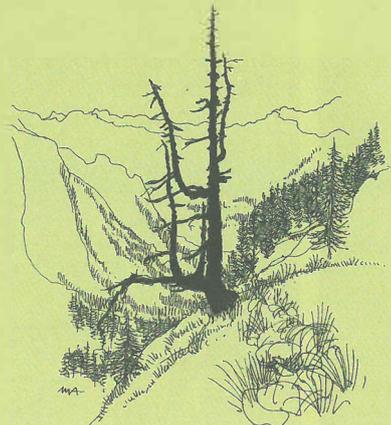
langt, diese Pheromone ebenfalls wahrzunehmen.

Besonders sensibel für die Lockstoffe der Borkenkäfer ist der Ameisenbuntkäfer (Thanasimus formicarius), der sich seit 1995 in größerer Zahl in den Fallen fand. Das verstärkte Auftreten dieses räuberischen Käfers ist offenbar eine Reaktion auf die Borkenkäfer-Kalamität der Jahre 1993 und 1994. Die erwachsenen Ameisenbuntkäfer fressen dabei erwachsene Borkenkäfer, während die Ameisenbuntkäfer-Larven der Borkenkäfer-Brut unter der Rinde nachstellen. Borkenkäfer bohren sich bereits kurz nach Erreichen eines potentiellen Brutbaumes in die Rinde ein. Erwachsene Ameisenbuntkäfer sind aber zu groß, um ihnen in ihre Gänge zu folgen. Für die Ameisenbuntkäfer ist es also günstig, wenn sie früher als ihre Beute auf der Rinde erscheinen. Deshalb treten die Ameisenbuntkäfer auch in den Fallen früher auf als die Borkenkäfer.

Thomas Rettelbach



Ameisenbuntkäfer



Nationalpark Berchtesgaden

Falls je Laugweile aufkommen sollte – wir bieten Ihnen alpa-Erlebnisse im ...

Nationalpark-Haus in Berchtesgaden

eine Minute vom Kurhaus und der Tiefgarage. Ganzjährig von 9.00 bis 17.00 Uhr geöffnet. An Sonn- und Feiertagen geschlossen.



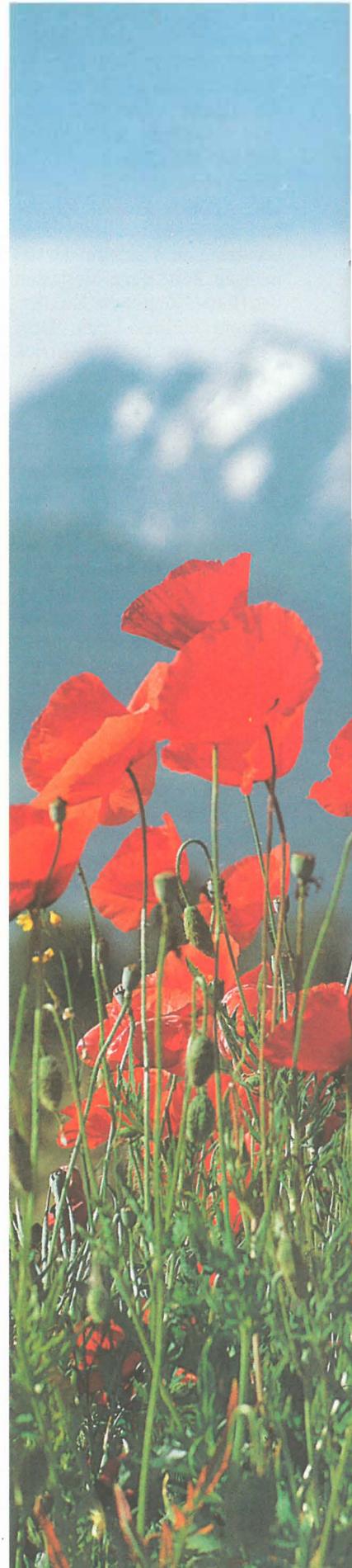
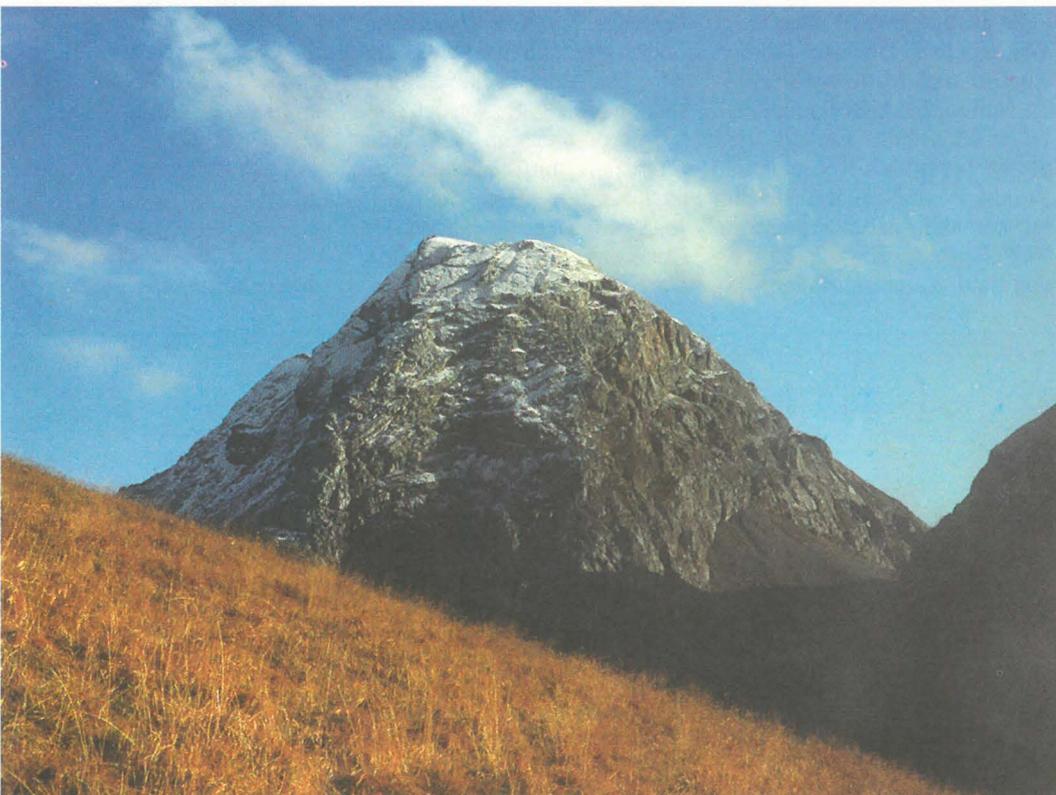
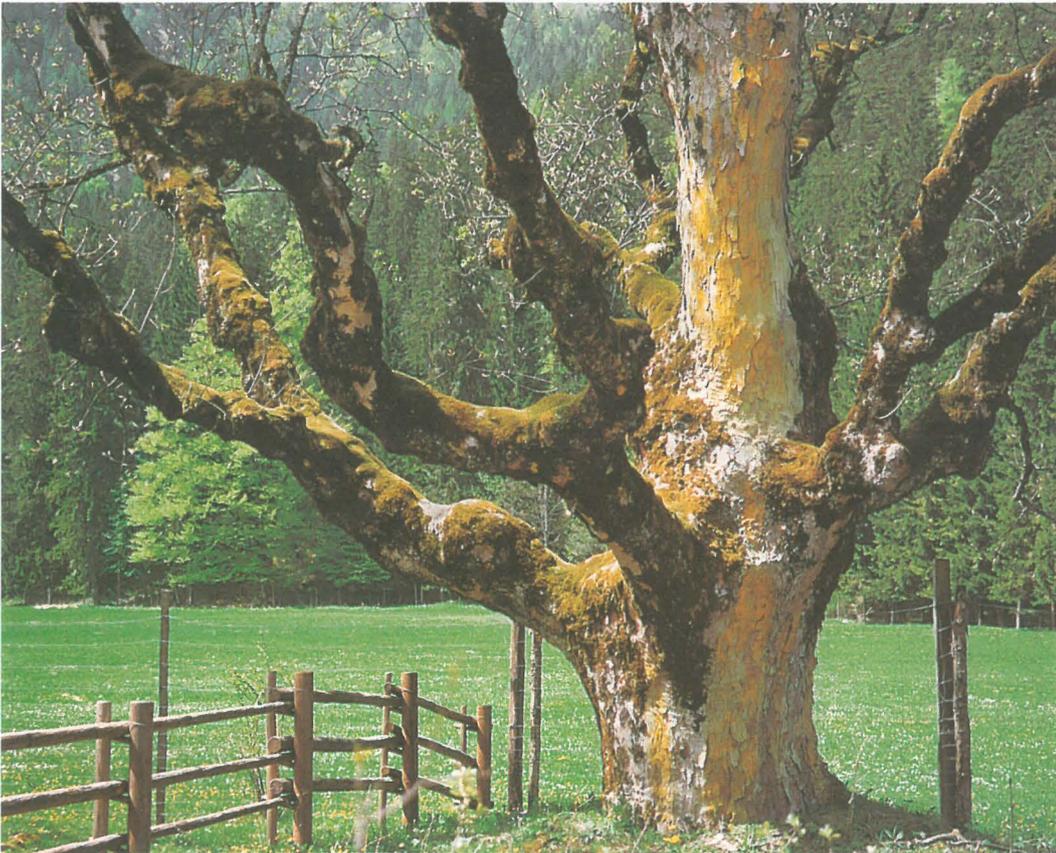
Nationalpark- Informationsstellen

an der Wimbachbrücke in Ramsau am Hintersee, am Beginn des Hirschbichtales

In unseren Häusern erfahren Sie Wissenswertes über den Nationalpark: Ausstellungen über die alpine Natur, Videofilme, Dia-Tonschauen, Informationsmaterial, Auskünfte. Eintritt frei!



SCHAUEN SEHEN STAUNEN





UNSERE FOTOGALERIE

Mit der Einladung an unsere Leser, doch gute Fotos zum Thema Nationalpark herauszurücken, landeten wir Treffer. Im Bild links unten erfasst Hansjoachim Fries dank klaren Linien und ausgewogenen Farbflächen die Spätherbststimmung um den Kahlersberg. Das Foto zeigt nicht Vierlei; just deshalb verschafft ihm die Diagonale des braunen Hanges im Kontrast zum blauen Himmel und zu den Schattenpartien des Berges Spannung.

Rechts oben setzte Emil Rees die Kirche von Ramsau in den Rahmen des Friedhofportals und damit in eine ungewohnte Perspektive. Genau das aber macht den Reiz dieses Fotos aus, zumal Wolkenbauschen dem Himmel die Härte nehmen.

Das Bild in der Mitte (Foto Hutter) fängt den Blick mit dem leuchtenden Klatschmohn. Gerade Blüten bringt man durch Gegenlicht zum Leuchten. Da werden feine Blattgewebe transparent. Den Bezug zum Nationalpark stellt der Hohe Göll im Hintergrund her; der Berg ist außerhalb des Schärfebereichs und trotzdem klar erkennbar.

Ein ausnehmend dankbares Motiv (links oben) ist der gewaltige Bergahorn hinter dem Klausbachhaus beim Hintersee (Foto Hutter). Die Bedachtnahme auf möglichst dunklen Hintergrund läßt die Moospolster an den Ästen besonders deutlich hervortreten. Spannung erhält das Bild, weil der Stamm aus dem Zentrum gerückt ist und die Äste in die Bildecken ziehen.



Bereits, der römische Naturforscher Plinius d.Ä. kannte das Murmeltier. Er nannte es durchaus treffend *mus alpinus*, Alpenmaus. Der heutige Name entwickelte sich aus dem spätlateinischen *mus montanus* (Bergmaus) über das althochdeutsche *murmunto* und *murmentin* zum Murmeltier.

Das Alpenmurmeltier war in Deutschland ursprünglich nur im Berchtesgadischen und im westlichen Allgäu verbreitet. Sämtliche Murmeltiere der österreichischen Alpenländer sind Nachkommen von acht Tieren, die 1887 von Berchtesgaden nach Hohenaschau am Chiemsee übersiedelt wurden. Gleichzeitig mit der Ausiedelung erfolgte wohl auch die Übernahme des mundartlichen Begriffs „Mankei“,

belegen, daß diese stark ausgeprägten sozialen Verhaltensmuster eine wesentliche Voraussetzung zum Überleben der langen und harten Bergwinter sind.

Als Vorbereitung für den Winterschlaf und die nahrungsarme Frühlingszeit fressen sich die Tiere während der kurzen Bergsommer eine möglichst dicke Fettschicht an. Ein ausgewachsenes Tier wiegt am Ende des Sommers mit 5 Kilogramm fast doppelt so viel wie im Frühling. Gleichzeitig schleppen die Tiere während des ganzen Sommers büschelweise trockenes Gras in den Bau, das aber lediglich zum Auspolstern des Schlafkessels dient.

Als echte Winterschläfer nehmen die Murmeltiere während des ganzen Winters keine Nahrung zu sich. Kurz vor Schlaf-



Schlafen wie ein Murmeltier

der sich aus dem gebräuchlichen Wort „Mankei“ (Männchen, kleiner Mann) entwickelt haben dürfte.

Lustige kleine Gesellen sind die Murmeltiere allemal, und selbst ein unerfahrener Beobachter kann sie im Gelände nicht mit einer anderen Tierart verwechseln. Zoologen unterscheiden weltweit 14 Murmeltierarten, die alle auf der Nordhalbkugel der Erde angesiedelt sind.

Die soziale Organisation der einzelnen Arten ist hingegen ganz verschieden und scheint umso ausgeprägter zu sein, je höher das Verbreitungsgebiet über dem Meer, bzw. je nördlicher es liegt. Die Ergebnisse von Forschungsarbeiten im Berchtesgadener Nationalpark

beginnen entleeren die Tiere den Darm, verstopfen die Eingänge zum Schlafbau mit Erde, Steinen und Gras, um sich eng aneinandergeduckelt (Nase zwischen den Hinterbeinen) zur Ruhe zu legen.

Der Winterschlaf ist durch die Herabsetzung aller Lebensfunktionen gekennzeichnet. Die Körpertemperatur sinkt von 37° auf 3 bis 5° C die Herzschläge vermindern sich von 90 bis 140 auf drei bis fünf pro Minute, der Sauerstoffverbrauch sinkt von 400 auf 20 Milliliter je Kilogramm Körpergewicht.

Trotz aller Vorbereitungsmaßnahmen und körperlichen Anpassungsfähigkeit könnten Einzeltiere den Winterschlaf dennoch kaum überleben. Das ist

wohl der Hauptgrund dafür, daß Murmeltiere mindestens bis nach der zweiten Überwinterung in der Elternfamilie bleiben. Die Murmeltiere haben nach dem ersten Winter erst ein Drittel ihres Erwachsenengewichtes erreicht und hätten als „Wanderer“ schlechte Chancen, das ranghöchste Tier einer anderen Gruppe zu vertreiben oder auf ein verwastetes Wohngebiet zu stoßen.

Nach Ansicht von Professor Dr. Walter Arnold (Leiter des Forschungsinstitutes für Wildtierkunde und Ökologie der veterinärmedizinischen Universität Wien) beeinflussen aber auch noch andere Faktoren den Zeitpunkt der Abwanderung aus der Elternfamilie. Die Alpenmurmeltiere

überwintern grundsätzlich in Familienverbänden mit bis zu 20 Mitgliedern und nehmen die Mankeikinder beim Schlafen in die Mitte. Weil die Jungtiere nur auf geringe Fettreserven zurückgreifen können und wegen ihres kleinen Körperbaues einem höheren Wärmeverlust ausgesetzt sind, halten die älteren Tiere während des Schlafes eine höhere Körpertemperatur als üblich und fungieren somit als ständige Wärmespender. Außerdem stimmen die Tiere ihre Schlaf- und Wachphasen aufeinander ab und heizen beim gemeinsamen Aufwachen und wieder in Gang kommendem Stoffwechsel mit bis auf 35 Grad ansteigender Körpertemperatur die Schlafkammer wie lebendige



STECKBRIEF

Alpenmurmeltier

Aussehen: Gedrungener ca. 60 cm langer, plumper Körper mit dichtem, rauhem Pelz von braunschwarzer Farbe mit grauen Grannenhaaren. Deutlich sichtbare Ohren am runden Kopf, buschig behaarter, kurzer Schwanz. Kräftige Füße mit vorne vier und hinten fünf beweglichen Zehen. Wurzellose, braungelbe Schneide- oder Nagezähne mit dreiseitigem Umriß, bewurzelte Backen- und Vorbackenzähne.

Gewicht: Je nach Jahreszeit bei ausgewachsenen Tieren zwischen 2,5 und 5,5 Kilogramm

Lebensweise: Verbringt annähernd 90% seines Lebens in den Gängen und Kammern unterirdischer Baue, die es nur in der Sommerzeit für fünf bis zehn Stunden am Tag verläßt. Die Phase der größten Aktivität fällt in die frühen Morgen- und späten Nachmittagsstunden und besteht überwiegend aus Fressen. Die weit hin hörbaren Warnpfeife sind echte Stimmlaute, die bei geöffnetem Maul in der Kehle erzeugt werden.

Winterschlaf: Dauert rund 7 Monate und wird durch stark ausgeprägtes Sozialverhalten und extreme Drosselung des Stoffwechsels bewältigt.

Nahrung: Bevorzugt keine bestimmten Pflanzenarten, aber junge Triebe von Kräutern, Gräsern und Blüten. Nimmt pro Tag bis zu 1,5 Kilogramm Pflanzenmasse zu sich. Im Gegensatz zu Fleischfressern verfügt es über einen komplizierten Darmtrakt, weil die Nahrung schwer abbaubar ist und wenig Energie enthält.

Geschlechtsreife: Nach der zweiten Überwinterung.

Paarung: In den ersten ein bis zwei Wochen nach dem Erwachen im April. Muß sich so früh fortpflanzen, auch wenn um diese Jahreszeit meistens noch Schnee liegt, damit den Jungen ausreichend Zeit zum Anfressen von Fettreserven bleibt. Es pflanzt sich nur das ranghöchste Weibchen einer Familie fort.

Tragzeit: 32 Tage

Nachkommen: Durchschnittlich drei oder vier nackte, ca. 30 Gramm schwere Junge. Nach 20 Tagen öffnen sie die Augen, und die Nagezähne brechen durch. Wenn sie nach 40 Tagen erstmals den Bau verlassen, wiegen sie rund 500 Gramm und stellen sich binnen weniger Tage von Milch auf Grünfutter um.

Lebensdauer: In der Wildbahn 12 Jahre

Natürliche Feinde: Steinadler und Fuchs, aber auch Habicht, Uhu, Kalkrabe, Steinmarder und Hermelin.

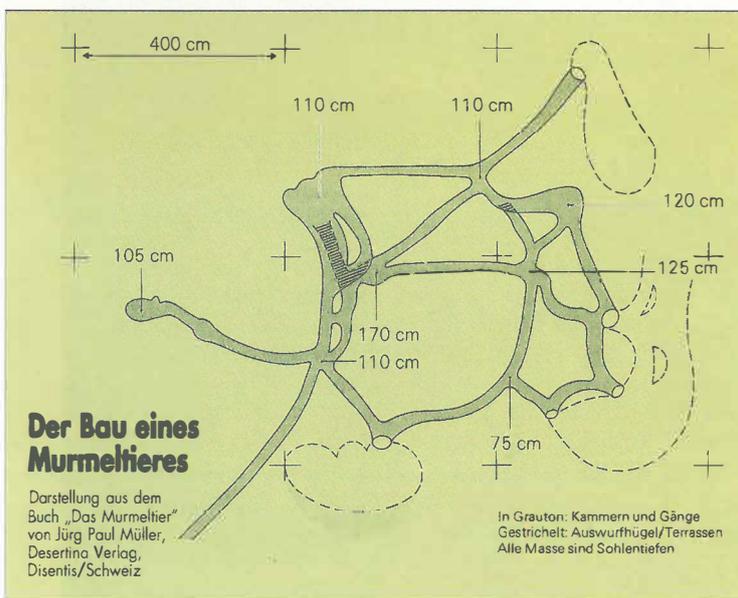
Die Anwesenheit noch nicht ganz ausgewachsener Tiere aus früheren Würfen ist die beste Maßnahme gegen den Kälte-tod und reduziert die Wintersterblichkeit um mehr als die Hälfte.

Das „Mankeischmalz“, wie die Mundart das Marmeltieröl nennt, galt in der Volksmedizin immer schon als Mittel gegen Rheuma und entzündliche Erkrankungen. Einfältige Gemüter schlossen von der Fähigkeit der Marmeltiere, ohne rheumatische Erkrankungen in dunklen, feuchten Höhlen überwintern zu können, auf die Heilkraft der Fettschicht. Erst in neuerer Zeit weiß man, daß die entzündungshemmende Wirkung den im Marmeltieröl enthaltenen ungeradzahligen, ungesättigten Fettsäuren zuzuschreiben ist.

Bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein waren die Marmeltiere wegen ihres Fettes, aber auch wegen ihres Fleisches starken Nachstellungen ausgesetzt. 1944 wurden allein in der Schweiz 16.000 Tiere abgeschossen. Andernorts verstand man sich auf das Ausgraben von Winterbauen und erbeutete auf diese Art ganze Familienverbände auf einmal. Die stark gekrümmten Nagezähne sind eine honorige Jagdtrophäe und stellten eine vielbegehrte Zierde für den Charivari (Anhänger für die Trachtenuhrkette) des Bergglers dar. Noch ein Jahrhundert vorher gehörte der Anblick flötenspielender Knaben mit abgerichteten Marmeltieren zum festen Bestandteil der Jahrmärkte.

Gegen diese konkreten Nachstellungen wirkt die Sage vom Tatzelwurm, die auf das Marmeltier zurückgeht, erfrischend harmlos. Ein Marmeltier tritt bei beschleunigter Gangart, die Galoppsprünge ähnelt, mit dem Hinterbein nicht selten in den Abdruck eines Vorderbeines. So entstehen vor allem auf Schneefeldern Dreiertritte, die in der Phantasie der Alpenbewohner von einem Tier mit gewaltiger Pranke stammt, eben dem „Tatzelwurm“.

Irmi v. Chaulin



Öfchen. Im Tiefschlaf verharren die Tiere üblicherweise nur vierzehn Tage lang, dann erwachen sie, um in einer abseits gelegenen Latrine ihre Blase zu entleeren. Nach etwa 24 Stunden drosseln die Marmeltiere ihren Stoffwechsel erneut und gleichen ihre Körpertemperatur wieder der Umge-

bungstemperatur an. Sobald die Temperatur im Bau die kritische Schwelle von fünf Grad unterschreitet, unterbrechen die Eltern ihren Winterschlaf, um die weiterschlafenden Kleinen zu erwärmen. Besonders in harten Wintern könnten die Eltern alleine die Belastung durch Jungtiere kaum verkraften.

Wallfahrer ertranken im Königssee

Den 23. Augusti 1688, da vill übers gebierg zu S. Barthlme walfahrthen gangen, und über 100 Personen in ain baufeliges schiff gestigen, iß das schiff gleich nach unbesonenen abtossen der schiffleith gesunken und über 70 Personen ertrunken, so alle mit grossen mitleiden der Pertolsgadener in ihrigen neyen freithoff ehrlich begraben worden bei U.L. Frauen.“

Dieser Vermerk im Sterbebuch von Maria Alm im Pinzgau ist die beste Schilderung des tragischen Unglücks von 1688 auf dem Königssee. Im Jahr darauf wird schon in einem Salzburger Konsistorialprotokoll beim Fischmeister „wegen des stainern Kreiz, allwo die Wallfahrter ertrunken“ nachgefragt.

Bis heute blieben die Ansichten der Heimatforscher über den Unglücksort widersprüchlich. Selbst der beste Kenner der Wallfahrt vom Pinzgau zum Königssee, Wilhelm Schwaiger aus Maria Alm, hat 1994 im Forschungsbericht 30 der Nationalparkverwaltung über „Die Wallfahrt über das Steinerner Meer“ seine bisherige Meinung geändert, daß sich das Unglück wahrscheinlich am Reitl gegenüber von St. Bartholomä ereignete.

Schwaiger nimmt neuerdings wieder die Falkensteiner Wand nahe der Nordbucht des Königssees als Unglücksort an und zitiert dazu aus einer Reisebeschreibung von 1845: „Am Fuß der Wand zeigt sich das Steinkreuz, die Stelle bezeichnend, wo der vom Sturm gepeitschte See vor mehr als hundert Jahren ein Schiff mit Wallfahrtern verschlang“. Zur Begründung meint Schwaiger, daß die Pinzgauer bereits auf dem Rückweg von Dürnberg zur Kirchweih nach St. Bartholomä gewesen seien. Schwaiger macht den Schauplatz des Unglücks vom Standort des Gedenkkreuzes abhängig.

Spätestens hier bedarf es eines klärenden Wortes über die Falkensteiner Wand, die auch Kreuzwand hieß. Sämtliche Kreuze, Marterln und Gedenktafeln zu Unglücken auf dem Königssee wurden an dieser markanten Wand angebracht. Sie bietet sich für die-

sen Zweck auch geradezu an. Max Zeller schreibt 1911 in seinem Führer durch die Berchtesgadener Alpen: „...gelangt man auf gerader Bahn an die sog. Kreuzwand und Falkensteinwand. Hat der Kahn die Ecke der mit kleinen Marterlnischen gekennzeichneten

Wand passiert, so öffnet sich dem staunenden Auge ein unvergleichlich großartiger Blick.“ Auch schon vor 1688 war das so, denn auf der Landkarte von Johann Faistenauer aus dem Jahre 1628 finden wir an dieser Stelle ein Kreuz eingezeichnet, auf der von Matthäus



Das Votivbild links stellt das Unglück von 1688 am Ufer gegenüber von St. Bartholomä dar. Der Ausschnitt eines Gemäldes aus dem 17. Jhd. rechts zeigt den alten Abstieg vom Funtensee durch die Saugasse und über die Schrainbachalm nach links hinunter zum Südufer des Königssees.

Merian von 1644 sogar deren zwei. Sie verweisen allerdings nur auf die Kreuzlwand und nicht auf die Anzahl der dort vermerkten Unglücksfälle, die sicher höher waren.

Die Salzburger Beamten kannten diese Eigenart am Königssee nicht und gingen bei ihrer Anfrage im Konsistorialprotokoll von 1689 selbstverständlich davon aus, daß das Kreuz am Schauplatz des Unglücks errichtet worden ist.

Das genaue Studium der spärlichen Quellen führt auch zum Schluß, daß St. Bartholomä das Ziel dieser Wallfahrt und nicht nur eine Zwischenstation auf dem Weg zum Marienwallfahrtsort Dürrnberg war.

So steht im Sterbebuch von Zell/Maishofen für das Jahr 1688: „Der 23. August war ein sehr verhängnisvoller Tag, an dem im See des Hl. Apostels Bartholomäus, zur Landschaft Berchtesgaden gehörig, die zur Kirche dieses Hl. Apostels Wallfahrenden infolge der Nachlässigkeit der Schiffer – nur einige wurden gerettet – unter dem Wasser sind.“

Und im Sterbebuch von St. Georgen lesen wir: „Am 23. August ertrank auf der Pilgerfahrt nach St. Bartholomä durch ein zerbrochenes Schiff mit ungefähr 80 anderen Personen Rupert Meissl und wurde in Berchtesgaden im Friedhof zur seligen Jungfrau Maria am Anger begraben.“

Die Sterbebücher von Taxenbach, Dienten und im Pfliegergericht Liechtenberg (Saalfelden) gehen nicht auf das Ziel der Wallfahrt ein, sondern nennen nur den See als Unglücksort. Dürrnberg wird jedoch in keinem dieser Berichte erwähnt.



Auch der Zeitpunkt – Vorabend des Bartholomäustages – weist auf eine Bartholomäus-Wallfahrt hin. Hieß das Ziel der Pilger aber St. Bartholomä, dann kamen sie gar nicht zur Falkensteiner Wand, also konnte ihr Schiff auch nicht dort zerschellt sein.

Warum mußten die Pinzgauer überhaupt über den Königssee überhaupt über den Königssee fahren? Früher bildete das äußerst schwierige, stark ausgesetzte und von Wallfahrern nicht begehbbare Schmalzsteigl über den Hochstieg den einzigen Zugang von Schrainbach

nach St. Bartholomä. Der heutige Weg wurde erst vom Alpenverein um 1880 nach Übernahme einer Holzhütte am Funtensee angelegt.

Im 17. Jahrhundert fehlte zudem die Möglichkeit, den Schrainbach abwärts bis zum Königssee zu steigen und sich dort mit einem Boot abholen zu lassen. So mußten die Wallfahrer von der Schrainbachalm dem Viehtriebsteig bis Salet und dann dem Ostufer des Königssees bis Reitl folgen, wo sie sich an der schmalsten Stelle nach St. Bartholomä

übersetzen ließen. Nach dem unachtsamen Abstoßen der Berchtesgadener Schiffsleute kam es hier zu dem verhängnisvollen Schiffsbruch. Für diesen Ort sprechen nicht nur die Einträge in den Sterbebüchern, sondern auch das Wallfahrtsbild von 1691 in Maria Alm, von dem eine Kopie im Berchtesgadener Heimatmuseum hängt.

Es zeigt die Ertrinkenden im See mit Blick vom Reitl auf die Kirche St. Bartholomä. Eine Person hat sich bereits an das Ufer gerettet und zieht einen Wallfahrer aus dem Wasser. Das geräumige Reitl eignete sich auch für die schnelle Bergung von Verunglückten; denn fast 30 Überlebende und 71 Leichen an Land zu bringen, bevor sie untergehen, war ein schwieriges Unterfangen und an der Falkensteiner Wand nahezu unmöglich. Für den Unglücksort Reitl spricht deshalb auch, daß alle Verstorbenen auf dem Berchtesgadener Friedhof bei Unserer lieben Frau am Anger bestattet worden sind. So klärt sich die Frage „Reitl oder Kreuzlwand“: Am Reitl ereignete sich die Katastrophe und an der Kreuzlwand wurde den Opfern ein ehrendes Andenken gesetzt.

Alfred Spiegel-Schmidt

Svetlana und der Mitterleger

Im Juli 1997 war das europäische Forschungscamp „Jugend forscht“ zu Gast in den Nationalparken Engadin in der Schweiz, Hohe Tauern im Salzburger Land und Berchtesgaden. Thema des zweiwöchigen Programms war die Berglandwirtschaft als Beispiel nachhaltiger und naturverträglicher Nutzung von Berggebieten. Nach der Arbeit der drei zunächst getrennten Gruppen in den genannten Nationalparken und deren Umfeld trafen sich alle zur Schlußauswertung und zur abschließenden Präsentation der Ergebnisse in Berchtesgaden. Veranstalter des Gesamtprogramms waren – unterstützt von den örtlichen Nationalparkverwaltungen – die Stiftung „Jugend forscht“ und die Deutsche Bank. Zur Schlußvorstellung war der Staatssekretär des Bayerischen Staatsministeriums für Landesentwicklung und Umweltfragen, Willi Müller, nach Berchtesgaden gekommen.

Während der Geländearbeiten in Berchtesgaden habe ich selbst unsere Gruppe einen halben Tag betreut. Mein Anliegen war, den jungen Leuten aus Liechtenstein, Österreich und Rußland das mehrstufige Nutzungssystem der Bergbauern vom Tal-

hof bis zur Hochalm zu erläutern. Da das Lexikon keine Übersetzung von Niederleger, Mitterleger und Hochleger vorsieht, übernahm ich das mit eigenen Worten. Dabei fielen wohl nebenbei die hierzulande gebräuchlichen Begriffe. Zwei der Teilnehmer stammten ja aus dem deutschsprachigen Raum. Svetlana aus St. Petersburg erkannte meine mühevoll übersetzte unterschiedlichen Almstufen ins Englische und hatte offenbar bereits beim erstenmal die Bedeutung der deutschen Worte verinnerlicht. Schon beim zweitenmal befreite sie mich von der Übersetzung und bemerkte, ich könne ruhig „Mitterleger“ oder „Mitterkaser“ sagen. Sie habe bereits mitbekommen, was das sei. Die Zusammenarbeit mit den aufgeweckten Jugendlichen, die bereits ihre nationalen Wettbewerbe gewonnen hatten, hat viel Spaß gemacht. Die Schlußauswertung der geballten Mannschaft in Berchtesgaden brachte zwar kurzfristig ein erhebliches Durcheinander in unseren eigenen Betrieb. Es war aber ein Chaos, das funktionierte. Die engagierten und unkomplizierten Jugendlichen haben dazu viel selbst beigetragen.

Dr. Hubert Zierl

Gier verursacht Schwind

Zu Beginn der Versuch eines im wahrsten Sinne des Wortes watschen-einfachen Beispiels: Ein Vater versetzt seinem Sohn eine Ohrfeige. Was werden die Folgen sein? Das Kind schreit wahrscheinlich, und wenn es mehr war als ein „herzliches“ Tätscherl, dann bleibt auch eine gerötete Wange zurück. Das Geplärre und die Schmerzen sind aber nur unmittelbare Auswirkungen eines zweifelhaften Erziehungsversuches und rasch überstanden, also ohne nachhaltigen Charakter. Was länger wirkt, ist – im besten Fall – die Erkenntnis für den Buben, daß es für ihn Grenzen gibt und er nicht tun kann, was er will. Im schlimmeren Fall bleiben oft erst Jahre später erkennbare psychische Schäden oder der fatale Irrglaube, mit Gewalt ließen sich Probleme meistern. Damit wäre die „Watschen“ dann tatsächlich nachhaltig gewesen. Wenn heute in der Diskussion aber von Nachhaltigkeit die Rede ist, dann wird dieser Begriff immer im Zusammenhang mit Umwelt- und Entwicklungspolitik verwendet. Zentrales wirtschaftspolitisches Ziel ist seit den Zeiten der Mangelwirtschaft der späten vierziger und der fünfziger Jahre das sogenannte „quantitative Wachstum“. Das heißt, angestrebt wird höherer ökonomischer Wohlstand in dem Sinn, daß die Pro-Kopf-Versorgung mit materiellen Gütern durch Wirtschaftswachstum verbessert wird. Der Schutz der natürlichen Umwelt ist dabei kein Ziel. Die Natur wird als unerschöpflich vorausgesetzt und als freies Gut behandelt. Dieser Tatsache gegenzusteuern, um so die Verschmutzung und Zerstörung der Lebensgrundlagen (intakte Atmosphäre, Luft, Wasser, Böden) zu bremsen, ist Aufga-



be einer verantwortungsvollen Umweltpolitik. Das prominenteste und anspruchsvollste Ziel dabei ist die „Nachhaltige Entwicklung“ oder „Dauerhafte Entwicklung“. Diese Begriffe wurden 1992 auf der Umwelt- und Entwicklungskonferenz der UNO in Rio geprägt. Die griffigste offizielle Definition dafür steht im „Brundtland-Bericht“, einem UNO-Papier, das Grundlage für die Rio-Konferenz gewesen ist: „Eine nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, welche die Bedürfnisse der jetzt lebenden Generationen befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“ Seit 1950 sind es vor allem drei Entwicklungen, die einen immensen Druck auf die natürlichen Systeme der Erde ausüben: Die Verdoppelung der Weltbevölkerung, ein Anstieg der wirt-

schaftlichen Pro-Kopf-Produktion auf mehr als das Dreifache und die immer weiter klaffende Schere in der Einkommensverteilung. Ein Viertel der Weltbevölkerung in den industrialisierten Ländern verbraucht derzeit ungefähr drei Viertel der jährlich vermarkteten Rohstoffe und der Energie und verursacht damit gleichzeitig den größten Teil der Umweltverschmutzung. Die Brundtland-Kommission zeigte in ihrem Bericht ganz deutlich, daß aber die Armut in der Dritten Welt eine ebenso große Bedrohung für die Umwelt darstellt wie der übersteigerte Konsum im reichen Westen. Weil Rohstoffvorräte, fossile Energiequellen und fruchtbare landwirtschaftliche Flächen vor allem den reichen Ländern zur Verfügung stehen, werden viele Staaten der Dritten Welt an den Rand gedrängt. Auch

wenn sie nicht über die Mittel verfügen, aus denen der Westen seinen Wohlstand bezieht, so tun sie doch alles, um für sich selbst eine Existenz aufzubauen. Das geschieht vor allem durch die Ausbeutung der „kostenlos“ zur Verfügung stehenden Ressourcen. Die Folgen sind häufig katastrophal – siehe nur die Vernichtung der Regenwälder. Die Auswirkungen können dabei dann durchaus globalen Charakter annehmen, wenn man zum Beispiel an den Treibhauseffekt denkt. „Unsere Gesellschaft leidet unter einer ansteckenden Krankheit. Sie ähnelt der Schwind sucht, deren Opfer langsam dahinsiechen, wie von innen aufgezehrt. Die heutige wirtschaftliche Tuberkulose zehrt nur unsere Ressourcen, nicht unsere Körper auf. Doch auf Dauer ist das genauso tödlich und teuer. Krank geworden sind wir durch das, was uns den

dsucht

großen Erfolg gebracht hat. Gemeint ist der Erfolg der industriellen Revolution. Wir haben Maschinen entwickelt, die die Schätze der Erde immer schneller und effektiver in Bequemlichkeit und Wohlstand verwandeln. Aber wir waren ungeduldig und gierig.“ So nachzulesen bei Ernst Ulrich v. Weizsäcker, Amory B. und L. Hunter Lovins: Faktor vier, Doppelter Wohlstand – halbiertes Naturverbrauch“. Viele Umweltexperten und Wissenschaftler behaupten heute, daß die Art und Weise, wie derzeit ein Teil der Menschheit lebt, aufgrund des damit verbundenen Ressourcen- und Energieverbrauches langfristig nicht aufrecht zu erhalten sei. Einer der bekanntesten von ih-

Die Nutzung der unerschöpflichen Energie von Wind (links) und Sonne (unten) kommt dem Idealfall nahe: Der Schonung begrenzter Energiequellen. Deshalb ist es selbstverständlich, daß im Nationalpark Berchtesgaden Sonnenenergie optimal genutzt wird.

nen, Weizsäcker, greift dabei zu drastischen Bildern und einer schonungslosen Analyse. Er weist aber auch Wege, wie mit stark reduziertem Naturverbrauch „nachhaltig“ gewirtschaftet werden könnte.

Ein Aktionsplan für Österreich (Sustainable Austria, Herausgeber Michael Kosz) listet z.B. folgende Leitprinzipien auf: 1) Orientierung und Ausrichtung der Energie- und Stoffkreisläufe auf direkte und indirekte Nutzung der Sonnenenergie. 2) Führung der Stoffe in geschlossenen Materialkreisläufen und dadurch Minimierung von Materialverlusten. 3) Entwicklung und Gebrauch von intelligenten Energie- und Materialsystemen, d. h. Herstellung der gewünschten Dienstleistungen mit dem geringstmöglichen Energie- und Stoffeinsatz. 4) Optimierung der biologischen Vielfalt. 5) Entwicklung von dezentralen, vernetzten Systemen. 6) Minimierung von Verpackungen. 7) Minimierung von Transportwegen. 8) Minimierung des Pro-Kopf-Verbrauches an Material und Energie, damit dieser Verbrauch unter die „Schwelle der Nachhaltigkeit“ sinkt. 9) Verzicht auf risikoreiche Technologien.

Blickt man auf die politische Realität seit dem Umweltgipfel in Rio, dann hat sich weltweit nirgendwo etwas Grund-

Brauchtum und Brauchbares

Mit Brauchtum meinen wir das Gebräuchliche, das eine Gesellschaft als richtig und für alle verpflichtend empfindet. Ehedem Gebräuchliches wie (angebliche) Hexerei oder (vermuteter) Schadenszauber kam außer Gebrauch, als die Ursachen für Hagel oder Tierseuchen entdeckt waren. Für hexerischen Mumpiz sind somit heute nur noch Abergläubische anfällig, die sich den Einsichten der Wissenschaft verschließen. Brauchtum handelt indessen auch von Brauchbarem. Die „kollektive Intelligenz“ einer Gemeinschaft entwickelte seit jeher brauchbares Gerät für Hausarbeit, Landwirtschaft oder Handwerk. Ersann jemand Besseres und damit Zweckmäßigeres, dann kam bisher Brauchbares außer Gebrauch. Beispielsweise verdrängt die Dampfmaschine den Dreschflegel und die Postkutsche. Die Elektrizität aber degradierte die schönste Dampflok zum Museumsstück; sie nahm der Frau mühsame Handarbeit vom Kaffeereiben über das Teppichklopfen bis zum Wäschewaschen ab; sie machte unser Leben erheblich bequemer, weil sie technische Apparate zum Kochen, Wärmen, Kühlen und Beleuchten speist. Daß derart bequem Brauchbares den Weltmarkt erobert und immer mehr Energie verbraucht, schafft Probleme von globalem Ausmaß. Der nebenstehende Beitrag von Dr. Gerhard Schwisχει beschreibt das eindrucksvoll. Die Beschäftigung mit ehedem Brauchbarem, das technischer Fortschritt außer Gebrauch brachte, vermittelt uns im Sinn von Hans Sedlmayr eine bedenkenswerte Einsicht: Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit befähigt uns, zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem zu unterscheiden.

Dr. Clemens M. Hutter

legendes an den Grundprinzipien jenes Wirtschaftens geändert, die unsere Zukunft in Frage stellen. Im Gegenteil – mit der zunehmenden Globalisierung wird dieses System weiter perfektioniert, der Ressourcenverbrauch weiter beschleunigt. Darüber können nicht einmal Teilerfolge auf globaler Ebene wie das Verbot von Fluorchlorkohlenwasserstoffen (FCKW) zum Schutz der Ozonschicht hinwegtäuschen. Die Pessimisten sehen die Apokalypse schon sehr nahe. Die Optimisten hoffen, daß die Trendumkehr doch noch gelingt. Nüchtere Realisten, wie es offenbar Donald Worster im Buch „Der Planet als Patient“ (Verlag Birkhäuser) einer ist, verweisen dabei auf Anthropologen wie Marvin Harris. Der schreibt in einer provokanten Studie über die menschliche Kultur, „Cannibals and Kings“ (Kannibalen und Könige), daß sich nur wenige menschliche Kulturen finden lassen, die ihre jeweilige Technologie, ihre Organisations- und Wirtschaftsformen und ihre Institutionen auch nur ei-

nige Jahrhunderte lang aufrechterhalten konnten. Immer wieder gerieten die Gesellschaften an die Grenzen der Ressourcen, von denen sie jeweils abhängig waren, oder sie zerstörten die sie unterhaltenen Umweltformen, bis es zur Krise kam, worauf dann eine revolutionäre Reaktion erforderlich wurde.

Harris geht sogar so weit zu behaupten, daß alle Kulturen dieser Erde letztlich immer nur durch wiederholtes Versagen der Nachhaltigkeit entstanden seien: Wann immer es den Menschen gelungen sei, der Ressourcenfalle zu entkommen und eine neue Infrastruktur aufzubauen, sei damit auch eine neue Kultur entstanden, die auf einer anderen Palette von Ressourcen oder einer anderen Art ihrer Nutzung beruhte. Und als gar nicht pessimistischer Schluß daraus: Hätten die Menschen am Beginn ihrer Geschichte eine wirklich perfekte Form der Nachhaltigkeit entwickelt, so würden wir noch immer als Jäger und Sammler dahinleben. *Dr. Gerhard Schwisχει*



Geglückter Start

Vor einem Jahr machten sich die Mitarbeiter der Nationalparkverwaltung, drei Journalisten und ein Grafiker mit Begeisterung an das Abenteuer, die erste Ausgabe der Zeitschrift „Nationalpark Berchtesgaden“ zu machen.

Wir nahmen uns vor, keinesfalls als ökologische Missionare aufzutreten, die den ökologisch „Irrgläubigen“ die Heilsbotschaft des Nationalparks einbläuen. Es erschien uns weit sinnvoller, praktische Ökologie zu beschreiben. Denn jedes Wirtschaftsleben hat Folgen für die Natur. So ist beispielsweise auch das Brauchtum ein Ergebnis der Auseinandersetzung des Menschen mit den Kräften der Natur.

Wir versuchten deshalb, die Themen breit aufzufächern und unter dem Aspekt Ökologie darzustellen; und das so einfach und klar, daß jedermann ein Aha-Erlebnis bekommt, auch wenn er statt Sachkenntnis „nur“ Neugier mitbringt. Das Echo auf unsere Zeitung gab uns die Gewißheit, ein vernünftiges Maß gefunden und den rechten Ton angeschlagen zu haben. Wir halten zwar sehr viel Lob aus, aber wir möchten konstruktiv-kritische Anmerkungen unserer Leser keinesfalls missen. Dem beständigen Verbessern einer Zeitschrift sind nämlich keine Grenzen gesetzt. cmh

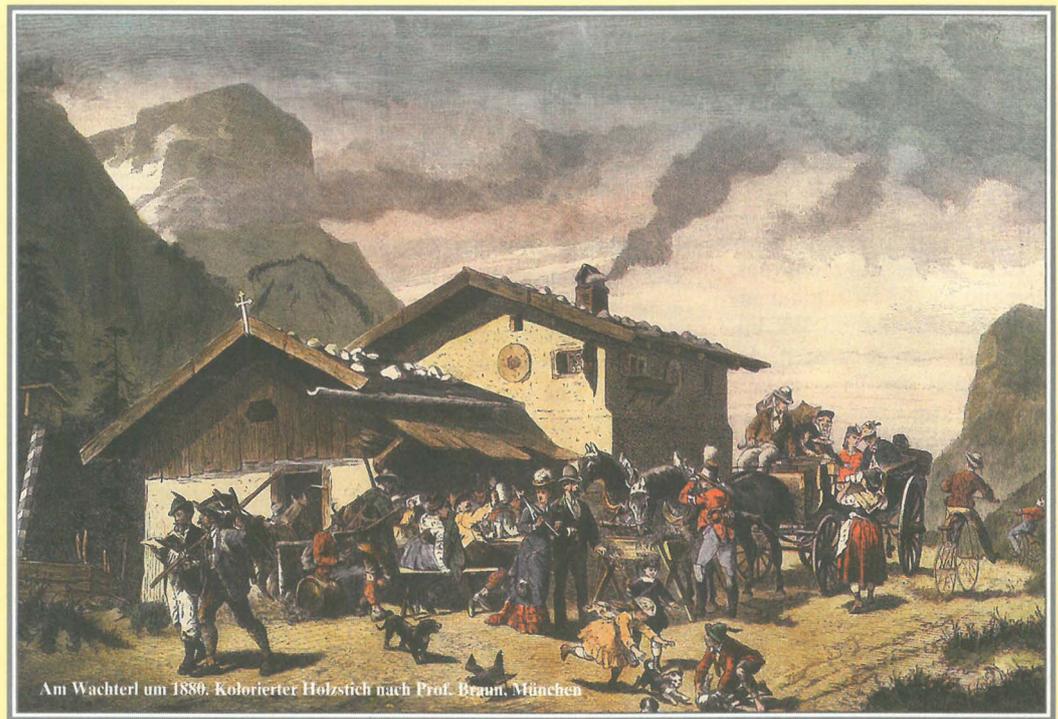
Werbung für den Nationalpark ist richtig und wichtig

Herzlichen Glückwunsch zum Erscheinen der Zeitschrift „Nationalpark Berchtesgaden“. Ich finde es richtig und wichtig, daß der Nationalpark mit Information und Werbung an die Bevölkerung unseres Landes herantritt. Durch sachliche Informationen werden Befürwortern und Gegnern des Nationalparks wichtige Argumente für eine fruchtbare Diskussion geliefert. Die von Ihnen angeschnittenen Themen machen bestimmt viele Leute neugierig. Mit mehr Wissen über die Vorgänge in der Natur ist man eher bereit, Gebote einzuhalten und für den Schutz der Natur auch gegen Widerstände

einzutreten. Die Erklärung, warum bestimmte Forschungsprojekte notwendig werden, wird auch das Verständnis dafür wecken.

Die Zeitschrift ist in Gestaltung, Auswahl und Inhalt der Beiträge für meinen Geschmack hervorragend gelungen. Herrliche Fotos regen zu einem umweltbewußten Streifzug mit dem Fotoapparat durch unsere schöne Landschaft an. Ich freue mich schon auf die nächste Ausgabe und wünsche Ihnen neugierige Leser und gutes Gelingen bei der Verwirklichung Ihrer Ziele.

Lorenz Heiß, Berchtesgaden



Am Wächterl um 1880. Kolorierter Holzstich nach Prof. Braun, München

Gratulation!

Mit Interesse habe ich Ihre Zeitschrift „Nationalpark Berchtesgaden“ gelesen und gratuliere Ihnen dazu herzlich.

Dozent Dr. Franz Schausberger
Landeshauptmann von Salzburg

Wir möchten Ihnen herzlich zu dieser äußerst gelungenen und informativen Publikation gratulieren.

Dipl.-Ing. Hermann Stotter
Leiter der Nationalparkverwaltung
Tirol

Der vollen Unterstützung würdig

Die ansprechende Aufmachung und der weitgespannte Themenkreis, aber auch die faszinierenden Aufnahmen in der neuen Zeitschrift „Nationalpark Berchtesgaden“ werden sicherlich das Interesse einer großen Leserschaft – nicht nur aus dem Kreise der amtlichen Naturschützer – wecken. Für die Regierung von Oberbayern darf ich Ihnen für die Arbeit der Nationalparkverwaltung auch weiterhin die notwendige Unterstützung zu sichern.

Werner-Hans Böhm
Regierungspräsident von Oberbayern

Mit bestem Dank habe ich Ihre sehr interessante und lehrreiche Zeitschrift für den Nationalpark Berchtesgaden erhalten. Als langjähriger Vizepräsident des „World Wildlife Fund“ Deutschland darf ich Ihnen meine Anerkennung aussprechen über die Gestaltung und den äußerst interessanten Inhalt.

Bruno H. Schubert
Generalkonsul, Frankfurt/M.

Zur ersten Nummer Ihrer neuen Nationalparkzeitschrift kann ich Ihnen nur gratulieren.

Prof. Dr. Eberhard Stüber
Direktor des Hauses der Natur
und Landesumweltanwalt, Salzburg

Ihre Nationalpark-Zeitschrift interessiert mich sehr. Ich bitte, sie mir regelmäßig zuzusenden.

Prof. Dr. Werner Bätzing
Institut für Geographie,
Universität Erlangen-Nürnberg

Die äußerst ansprechende Aufmachung mit guten Farbbildern und der komprimierte, interessante Inhalt aus verschiedensten Wissens- und Themenbereichen rund um den Nationalpark Berchtesgaden versprechen eine außerordentlich interessante Zeitschriftenreihe. Ich darf Ihnen sehr herzlich zu dieser gelungenen Zeitschrift gratulieren und freue mich über die für uns motivierende Information aus der Nachbarschaft.

Dipl.-Ing. H. Hinterstoisser
Naturschutzfachdienst
des Landes Salzburg

Ihre Nationalpark-Zeitschrift ist sehr informativ und gut gemacht. Es kommen in ihr weder die Sinne noch der Verstand zu kurz. Im Verständnis der EuRegio und des gegenseitigen Tourismus werde ich sie in meinem Wartezimmer auflegen.

Med. Rat. Dr. Leopold Öhler
Kinderarzt Salzburg